



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Der Sansibar-Archipel

Ergebnisse einer mit Unterstützung des Vereins für Erdkunde zu Leipzig
1895/96 ausgeführten Forschungsreise

Die Insel Sansibar und ihre kleineren Nachbarinseln - mit 1 Original-Kt. der
Insel und 1 Pl. der Stadt Sansibar

Baumann, Oscar

Leipzig, 1897

urn:nbn:de:gbv:46:1-8049

DER
SANSIBAR-ARCHIPEL.

ERGEBNISSE

EINER MIT UNTERSTÜTZUNG DES VEREINS FÜR ERDKUNDE
ZU LEIPZIG 1895/96 AUSGEFÜHRTEN FORSCHUNGSREISE

VON

DR. OSCAR BAUMANN.

ZWEITES HEFT.

DIE INSEL SANSIBAR UND IHRE KLEINEREN NACHBAR-
INSELN.

MIT EINER ORIGINALKARTE DER INSEL UND EINEM PLANE
DER STADT SANSIBAR.



LEIPZIG,
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLLOT.

1897.

SAKSTIBAR-ARCHITTEL

Alle Rechte vorbehalten.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

II.

DIE INSEL SANSIBAR

UND IHRE KLEINEREN NACHBARINSELN.

VON

DR. OSCAR BAUMANN.

DIE 1788ER SAZIBAR

VON DR. THEO. MEYERHOF ZACHAROWSKY

IN SEHR STÄRKE

Vorwort.

Die nachstehende Beschreibung der Insel Sansibar macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Es wäre nicht möglich, die Bedeutung dieser Insel in dem engen Rahmen einer Abhandlung zu erschöpfen: die Mannigfaltigkeit der Bewohner allein würde Bände erfordern, falls man versuchen wollte, auf die ethnischen Eigentümlichkeiten der zahlreichen hier vertretenen Stämme Afrikas und Asiens einzugehen. Auf die ausführliche Würdigung Sansibars als Hafen- und Handelsplatz sowie auf die Schilderung der Stadt überhaupt wurde hier weniger Gewicht gelegt, da vorzügliche Autoren, von Guillain, Burton und Kersten an bis auf die neuere Zeit, darüber schon viel veröffentlicht haben.

Eingehender wurde die Darstellung der Insel versucht, soweit ich Gelegenheit hatte, diese auf zahlreichen Streifzügen kennen zu lernen. In dieser Hinsicht mag die Abhandlung hauptsächlich als Begleitwort zur Karte dienen, in welcher der Hauptwert der Publikation zu suchen ist. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß die Karte sich etwa der Vollkommenheit auch nur nähert. Im Gegenteil möchte ich gerade die Nachsicht der Europäer Sansibars, für die die Karte wohl das nächste Interesse hat, an dieser Stelle anrufen. Wer von ihnen beim praktischen Gebrauch im Lande die Karte unvollständig findet, der möge bedenken, daß die Karte kein Werk eines topographischen Bureaus, sondern die mühsame Arbeit eines Einzelnen ist, der unmöglich sämtliche Pfade der Insel ablaufen und alle die zahllosen Namen von Landgütern einzeichnen konnte.

Für die Karte bildete die englische Admiralitätskarte eine vorzügliche Grundlage, die die Küsten der Insel mit gewohnter Zuverlässigkeit darstellt, so daß höchstens einige kleine Ungenauigkeiten in den Benennungen verändert werden mußten, die durch die Unkenntnis der aufnehmenden Seeoffiziere in der Landessprache ihre leichte Er-

klärung finden. Die Darstellung des Innern der Insel ist auf der Seekarte rein schematisch und offenbar nur nach Erkundigungen skizziert. In die durch die Küstenlinie der Seekarte gegebene Basis wurden die einzelnen Routen im Innern der Insel eingetragen.

Die Aufnahmen beruhen hauptsächlich auf sorgfältigen Routenaufnahmen. Peilungen konnten in dem vegetationsreichen und an charakteristischen Punkten armen Lande fast nur zur allgemeinen Orientierung gemacht werden. Von der Benutzung der barometrischen Höhenmessungen wurde fast ganz abgesehen, da die Insel so geringe Niveau-Unterschiede hat, daß sie nicht selten in die Fehlergrenzen der Beobachtungen fallen. Für die Schreibart der Namen wurde die Steeresche Swahili-Orthographie angewandt.

Für den Plan der Stadt Sansibar diente eine Aufnahme als Grundlage, die von indischen Bautechnikern für das Sansibar-Government ausgeführt wurde und besonders in den von Europäern bewohnten Vierteln recht genau ist. Sie enthält jedoch keinerlei Terrain und fast gar keine Namen, die sämtlich auf dem hier veröffentlichten Stadtplan nachgetragen werden mußten. Die einheimischen Namen der Viertel erscheinen hier zum erstenmale auf einem Plane von Sansibar verzeichnet. Bei ihrer Auswahl mußte eine Beschränkung stattfinden, da es unmöglich war, die sämtlichen zahllosen Namen anzuführen, mit welchen die Eingeborenen jeden Gebäudekomplex und jeden Winkel unterscheiden. Überhaupt soll der Plan zur allgemeinen Orientierung und nicht zu Bau- oder Katasterzwecken dienen; daher wurde auf detaillierte Wiedergabe jeder einzelnen Baulichkeit verzichtet.

Die mühsame Arbeit der Korrektur der Karten und des Textes hat mein Freund Dr. Hans Meyer in meiner Abwesenheit vom Verlagsort übernommen, wofür ihm auch an dieser Stelle mein herzlichster Dank ausgesprochen sei.

Sansibar, im Januar 1897.

Dr. Oscar Baumann.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I.	
Der Name der Insel — Historisches	7
II.	
Gestalt und Größe der Insel — Geologischer Bau — Westküste — Ostküste — Kulturgebiet — Flüsse — Anhöhen — Erdpyramiden — Korallenland — Einsturztrichter und Höhlen — Klima — Vegetation — Tierwelt	11
III.	
Bewohner — Wahadimu — Watumbatu — Sklavenbevölkerung — Komorenser — Araber — Inder — Goanesen — Mischlinge	18
IV.	
Handel Sansibars — Gewürznelken — Kokospalme — Zuckerrohr — Andere Kulturpflanzen — Viehzucht — Fischerei	27
V.	
Einzelbeschreibung der Insel — Die Stadt Sansibar — Chweni — Mwanda — Mkokotoni — Nungwe — Die Nordostküste — Chwaka — Bwejuu und Padye — Makunduchi — Kizimkazi — Pete — Unguja ukuu — Hatajwa — Chukwani — Die Strafse quer durch die Insel — Welezo und Masingini — Mwera — Dunga — Uzini — Tunguu	30
VI.	
Die kleinen Inseln — Tumbatu — Die Inseln vor der Stadt Sansibar — Die Gruppe von Kwale — Uzi — Mnemba — Schlußwort	42

Karten.

- Die Insel Sansibar. Nach den Aufnahmen von Dr. Oscar Baumann. (Küstenkonturen nach den Britischen Admiralitätskarten.) Maßstab 1:200,000.
- Plan der Stadt Sansibar. Entworfen von Dr. Oscar Baumann. Mit Benutzung der Aufnahmen von Imam Sherif (1892). Maßstab 1:10,000.

Inhaltsverzeichnis

Table with multiple columns and rows, containing page numbers and chapter titles. The text is extremely faint and mostly illegible.

Die nachfolgenden Kapitel sind dem Verfasser von Dr. Hans ...
und der Redaktion ...
Herausgegeben von Dr. Hans ...
Leipzig, im Jahre 1900.

I.

Von den Inseln, die die Ostküste des tropischen Afrika begleiten, ist Sansibar zweifellos die bekannteste. Während Pemba und Mafia als entlegene und selten besuchte Eilande bezeichnet werden müssen, die nur als Plantagengebiete von einer gewissen Bedeutung sind, hat Sansibar einen Welthafen, den Stapelplatz für weite Gebiete des mittleren Afrika. Dieser Umstand, seine politische Bedeutung als Residenz eines Fürsten, dessen Reich sich von Mozambique bis zum Kap Guardafui erstreckte, die Rolle, die Sansibar als Ausgangspunkt der großen Forschungsexpeditionen nach Central-Afrika spielte und nicht zum wenigsten der diplomatische Kampf, der in neuerer Zeit um den Besitz dieser Insel zwischen Deutschland und England entbrannte und mit dem Siege des letzteren endete, hat dazu beigetragen, den Namen Sansibar zu einem vielgenannten zu machen.

Man sollte glauben, daß eine so berühmte Insel, auf der die ausgezeichnetsten Forscher sich Wochen und Monate lang aufhielten, zu den besterforschten überseeischen Gebieten gehört. Dies ist jedoch auffallenderweise nicht der Fall: so zahllos und fast stets gleichlautend die Schilderungen der Stadt Sansibar in der Litteratur zu finden sind, ebenso selten findet man etwas über die Insel, und eine planmäßige Bereisung derselben war thatsächlich noch niemals ausgeführt worden. Nicht viel besser steht es mit der Kartographie der Insel: zwar die Küstenlinie ist durch die englische Admiralitätskarte festgelegt, doch vom Innern giebt es nur ganz rohe Skizzen, die kaum größeren Wert als den von Erkundigungen haben.

Der Name Sansibar, unter dem die Insel und Stadt heute allgemein bekannt sind, wird von Zendj-bar (Land der Schwarzen) abgeleitet, welche Bezeichnung die Araber ursprünglich dem ganzen tropischen Ostafrika beilegten, bis sie später, mit der wachsenden Bedeutung der Insel, auf diese übertragen wurde. Die Eingeborenen nennen Stadt und Insel stets Unguja, ein Swahili-Wort, das von Ungu-jaa abgeleitet wird, was soviel wie einen vollen, also in diesem Falle bevölkerten Raum bedeutet¹. Eigentlich kommt der Name der Insel zu,

¹ Ungu = begrenzter Raum, ist ein jetzt ungebräuchlicher Ausdruck, für den meist Kiwanja gebraucht wird (von Ku-jaa, voll sein).

und die Stadt wird Mji ya Unguja (Stadt von Unguja) oder Mjini Unguja (Unguja, Stadt) im Gegensatze zu Unguja shamba (Unguja, Land) genannt. Der Name ist recht alt; der arabische Geograph Jacut, dessen Ortslexikon im 13. Jahrhundert erschien, nennt schon eine Insel Lendguya, die zweifellos mit Sansibar identisch ist, wie auch daraus hervorgeht, daß als Nebeninsel Tombat (Tumbatu) genannt ist. El Bakuï, dessen geographisches Werk 1403 veröffentlicht wurde, spricht von einer Insel Bandguia, die ebenfalls unschwer mit Sansibar zu identifizieren ist¹.

In der älteren Geschichte spielt Sansibar nicht jene Rolle, die man nach seiner späteren Bedeutung erwarten könnte. Ob die Insel wirklich mit dem wald- und wasserreichen Eiland Menuthesias identisch ist, das Ptolemaeus erwähnt, mag dahingestellt sein. Der Periplus, der ungefähr im Jahre 100 nach Chr. erschien, berichtet von Menuthesias, daß es verschiedene Sorten Vögel und Schildkröten, aber keine Raubtiere außer Krokodilen beherbergt habe. Die Eingeborenen sollen sich teils in Einbäumen, teils in genähten Canoes der Schildkrötenjagd hingegen haben. Da es heute jedenfalls keine Krokodile auf der Insel giebt, so nimmt Guillain an, daß darunter die großen Leguane (Kenge) zu verstehen seien.

Seefahrer aus Arabien und von der Benadirküste mögen schon frühzeitig Niederlassungen auf Sansibar begründet, sich mit der eingeborenen Negerbevölkerung vermischt und sie durch Zufuhr von Sklaven vom Festland vermehrt haben. Mit der Begründung des Shirazischen Reiches von Kilwa fiel Sansibar ebenfalls an dieses, scheint jedoch im 15. Jahrhundert schon eine gewisse Bedeutung erlangt und sich ziemlich unabhängig gemacht zu haben. Vasco da Gama, der am 20. April 1499 auf seiner Rückkehr von Indien die Insel besuchte, wurde dort von maurischen Kriegern gut aufgenommen. Er fand gar keine starke Bevölkerung, jedoch einen regen Handel mit Sofala und Gujerat in Gold, Calico, Wachs, Honig, Reis, Elfenbein, Ambra und Schildpatt. Außer Kokosstricken wurden auch schöne Gewebe aus Seide und Baumwolle gefertigt. Die Insel wird als dicht bewaldet, wasser- und viehreich beschrieben und besaß einen guten Hafen, weshalb sie von den Portugiesen öfters besucht wurde. Die unangenehmen Folgen blieben für die Einwohner nicht aus. Schon 1503 kaperte Ruy Lorenzo Ravasco drei dem Sheikh von Sansibar gehörige Fahrzeuge. Als dieser Widerstand versuchte, wurde er geschlagen und zur Tributzahlung gezwungen. In den nächsten

¹ Siehe Guillain, Documents sur l'histoire et la géographie de l'Afrique orientale.

Jahren scheinen die Eingeborenen sich gegen die Fremdherrschaft aufgelehnt zu haben, denn 1508 wird die Stadt Sansibar von den Portugiesen erobert und geplündert. Ob diese Stadt an derselben Stelle wie das heutige Sansibar gelegen war, ist aus verschiedenen Gründen zweifelhaft.

In späteren Jahren wurde das Verhältnis des Sheikh zu den Portugiesen ein lockeres; die letzteren hielten zwar Jahrzehnte hindurch eine Faktorei auf der Insel, überließen aber die Eingeborenen so ziemlich sich selbst. Dieses Verhältnis entsprach dem Charakter, den die portugiesische Herrschaft in Ostafrika überhaupt hatte, denn bei dieser handelte es sich weniger um wirkliche Besitzergreifung als um eine Freihaltung des Seeweges nach Ostindien. 1522 war Sansibar allerdings noch tributär und wurde von den Portugiesen in einem Kriegszuge gegen die Kirimba-Inseln unterstützt. Als der Engländer Lancaster 1591 die Insel besuchte, fand er zwar eine kleine portugiesische Handelsniederlassung vor, doch besaß sie keinerlei Militärmacht und übte einen ziemlich beschränkten Einfluß auf die Bevölkerung aus. Der portugiesische Schriftsteller Rezende, der um die Zeit von 1635 berichtet, rechnet Sansibar nicht mehr zu den Tributärländern. Der Sheikh der Insel war jedoch den Portugiesen freundlich gesinnt, die mit ihren Familien ruhig dort lebten, Pflanzungen anlegten und eine Kirche besaßen. Der Gouverneur von Mozambique hatte dort einen kaufmännischen Angestellten.

Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts begann der Zusammenbruch der portugiesischen Herrschaft, der durch das Einschreiten der Sultane von Maskat herbeigeführt wurde. Sansibar gehört mit zu jenen Städten, die Sef bin Sultan, den Imam von Maskat, gegen die Portugiesen zu Hilfe riefen, der dann auch Mombas und den größten Teil der Küste und die Inseln in den Jahren 1680—1698 eroberte und an den Küstenplätzen Statthalter einsetzte. Die inneren Wirren Maskats verhinderten dessen Beherrscher, im 18. Jahrhundert sich viel um Ostafrika zu kümmern. Die Statthalter wurden immer mehr zu unabhängigen Satrapen, die sich untereinander bekriegten, und unter welchen das Geschlecht der Mzara in Mombas immer mehr Bedeutung gewann. Englische und spanische Seeräuber machten die Meere unsicher; unter den ersteren wird Kapitän Kitt, ein versprengter westindischer Flibustier, genannt, der auf Pemba sein Hauptquartier gehabt haben soll.

Von den Satrapen Sansibars, die meist sunitisch waren und sich wohl aus dem alten shirazischen Sheikh-Geschlechtern der Insel ergänzten, hat sich die Erinnerung an Jakuti, einen großen Kriegsmann,

noch lebendig erhalten. Dieser vollendete das Fort, welches heute noch neben dem Sultanspalast sein braunes Gemäuer mit schwerfälligen runden Ecktürmen erhebt und von dem Satrapen Abdallah bin Jumah begonnen worden war. Die allgemein verbreitete Ansicht, daß dieses Fort von Portugiesen erbaut sei, ist demnach unrichtig. Der Name Guereza stammt allerdings vom portugiesischen „Igreja“ (Kirche), doch bedeutet dieses Wort heute auf Kiswahili überhaupt „Festung“.

Die moderne Zeit beginnt für Sansibar mit dem Eintreffen des Sultans Seyid Saïd bin Sultan 1822, der von Anfang an Sansibar zum Stützpunkt seiner Unternehmungen in Ostafrika und schließlic (1833), als seine Herrschaft durch Niederwerfung der Mzara fest begründet war, zu seiner Residenz machte. Unter seiner Regierung ließen sich europäische Kaufleute, amerikanische, französische und Hamburger Firmen, die früher nur vorübergehend auf Schiffen Ostafrika besucht hatten, dauernd in Sansibar nieder, und England, Frankreich und Amerika errichteten Konsulate in der Stadt, die immer mehr zum kommerziellen Mittelpunkt des tropischen Ostafrika wurde.

Seyid Saïd, der als geistig hervorragende Persönlichkeit geschildert wird, starb 1856. Unter seinen Nachfolgern Seyid Majid und Seyid Bargash spielt sich die glänzende Entdeckungsperiode Innerafrikas ab, bei der Sansibar als Ausgangspunkt der erfolgreichsten Forschungs- expeditionen eine so wichtige Rolle spielte. Die letzten Jahre der Regierung Seyid Bargashs, der 1888 starb, fallen bereits in jene Epoche, wo sich die politische an die geographische Eroberung Innerafrikas anschloß. Das Hinterland der Küste wurde für deutsches bezw. englisches Gebiet erklärt, und der Verlust der Unabhängigkeit des Sultanats war nur noch eine Frage der Zeit.

Seyid Chalifa, der 1890 starb, war der letzte unabhängige Herrscher Sansibars. Seine kurze Regierungszeit war stürmisch. An der Küste tobte der Araberaufstand, der mit der endgiltigen Besetzung des Landes durch die deutsche Schutztruppe endete. Auch im Norden, im Gebiet von Mombas und Lamu, wurde das Sultansgebiet faktisch von der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft verwaltet. Nach dem plötzlichen Tode Seyid Chalifas bestieg Seyid Ali den Thron von Sansibar und erkannte sofort das englische Protektorat an, das nach dem Übereinkommen vom 1. Juli 1890 zwischen Deutschland und England offiziell ausgesprochen wurde. Dem englischen Grundsatz entsprechend wurde dasselbe bisher in wenig auffälliger Weise ausgeübt.

Nach den neuesten Ereignissen, die der Einsetzung des jetzigen Sultans Seyid Hamud bin Mohamed vorangingen und in der Auflehnung

des Seyid Chalid bin Bargash und dem Bombardement des Palastes durch englische Kriegsschiffe am 27. August 1896 gipfelten, scheint es, als ob England einen direkten Einfluß auf die Verwaltung Sansibars nehmen wollte. Dem Sultan ist ein aus englischen Beamten gebildetes Gouvernement beigegeben, das die Polizei-, Zoll-, Hafen- und Bauangelegenheiten besorgt und die amtliche „Zanzibar-Gazette“ herausgibt. Die Polizeitruppe besteht aus ca. 600 Mann schwarzer Infanterie unter dem Befehl eines englischen Offiziers.

II.

Die Insel Sansibar hat eine unregelmäßig oblonge Gestalt mit einer ungefähr NNW—SSO verlaufenden Hauptrichtung. Ihre größte Länge von Ras Nungwe bis Ras Kisimkazi mißt 86,5 Kilometer, die größte Breite, einer meridionalen Linie von Chukwani nach der Ostküste entsprechend, 37,5 Kilometer; der Flächeninhalt von Sansibar mit den unmittelbar anliegenden Küsteninseln beträgt 1522 Quadratkilometer, die Insel ist also etwas größer als das Herzogtum Sachsen-Altenburg¹.

Sansibar muß als eine Koralleninsel bezeichnet werden. Zwar finden sich an verschiedenen Stellen ältere Kalke, doch reicht deren Alter nicht über die Tertiärzeit hinaus; sie sind jedenfalls der Überrest eines alten Wallriffes der afrikanischen Küste, das den Kern zu weiteren Korallenbauten in recenter Zeit bildete. Solche älteren Kalke finden sich im Norden der Insel bei Mkokotoni und wurden von Stuhlmann am Grunde eines Brunnens auf Tumbatu nachgewiesen; ferner kommen sie zwischen Mzini und der Ostküste, am Hatajwahügel, bei Pete vor, und dürften noch an andern Stellen im Liegenden vorhanden sein. An der Küste tritt häufig Kalksandstein auf; andere Gesteine als Kalke und deren Verwitterungsprodukte finden sich nirgends.

Es ist wahrscheinlich, daß Sansibar ursprünglich aus zwei, vielleicht selbst aus drei größeren Eilanden bestanden hat, die durch Meeresstraßen von einander getrennt waren. Der Verlauf einer dieser Meeresstraßen ist noch sehr deutlich durch die vielfach versumpfte Senkung bezeichnet, die von der Chwakabucht ununterbrochen bis zum Uzi-Kanal reicht und beiderseits in tiefeinschneidende, seichte Meeresarme ausgeht. Eine andere, weniger scharf ausgeprägte, aber doch deutlich wahrnehmbare Senkungslinie zieht sich in meridionaler

¹ Die von Behm und Wagner angegebene Zahl von 1591 qkm. beruht auf der Ausmessung einer älteren Seekarte, die in der Fläche neunmal kleiner ist als die neue Seekarte, welche der diesem Band beigehefteten Karte zu Grunde liegt.

Richtung an der Kombenibai bis zur tief eingeschnittenen Lagune von Mwanda hin und ist von den Bächen Mwera und Zingwe-Zingwe durchflossen.

Einen sehr verschiedenen Charakter von der Ostküste trägt die Westküste der Insel. Die letztere dem Sansibar-Kanal zugekehrte Küste ist ziemlich reich an Buchten und besitzt meist nur ein schmales Strandriff, so daß sich nahe am Ufer größere Wassertiefen finden. Dagegen ist sie von einem deutlich ausgeprägten Wallriff begleitet, dessen Gipfel als eine Kette kleiner, der Küste vorgelagerter Inseln über die Meeresoberfläche aufragen; unter diesen ist Tumbatu im Norden die ansehnlichste. Auf den Inseln sowohl als auch längs der Küste ist Atollbildung häufig. Besonders schöne Beispiele hierfür liefert das Gebiet der Stadt Sansibar mit der Lagune und die ähnlich geformte Lagune von Mwanda. Die Westküste ist im allgemeinen leicht zugänglich, schroffe Korallenabstürze treten nur stellenweise bis ans Ufer. Überall ist eine ziemlich kräftige Küstenverminderung wahrnehmbar.

Ein ganz verschiedenes Bild bietet die Ostküste, die dem vollen Anprall des indischen Ozeans ausgesetzt ist. Sie ist gänzlich ungliedert, nur die seichte Bucht von Chwaka bietet Schiffen von geringem Tiefgang eine Zuflucht. Die Küste ist von einem mächtigen Strandriff begleitet, das bei Ebbe trocken fällt und an seinem Aufsenrand von einer wütenden Brandung bestürmt wird. Ein Wallriff fehlt hier, auch die Insel und das Riff von Mnemba ist durch eine zu tiefe Meerestraße von der Hauptinsel getrennt, um als Wallriff betrachtet werden zu können. Die Ostküste der Insel ist überall schwer zugänglich und fällt nicht selten in rauhen unterwaschenen Steilwänden zur See ab.

Ihrer physischen Beschaffenheit nach zerfällt die Insel Sansibar in zwei scharf getrennte Hälften: das Kulturgebiet und das Korallenland. Das Kulturgebiet nimmt die Westhälfte der Insel ein. Es ist durch das Auftreten von Hügelzügen bezeichnet, die meist meridional verlaufen und (im Masingini-Berg) Höhen von 135 m erreichen. Sie schließen Niederungen von großer Fruchtbarkeit ein, die nicht selten stellenweise sumpfig und von Wasserläufen durchzogen sind. Überhaupt zeigt sich in diesem Teil ein großer Reichtum an fließenden Gewässern. Abgesehen von mehreren kleinen, jedoch ständigen Bächen, die in den Randhöhen nördlich von der Stadt entspringen, um nach kurzem Lauf in die See zu münden, finden sich hier auch größere Wasserläufe.

Die Hauptader der Insel ist der Mwerfluss, der in einem Papyrusumpf Popo entspringt und als seichtes, klares, von pracht-

vollen Wasserpflanzen eingesäumtes Gewässer gegen Süden strömt, bis er sich bei der Stelle Kibondei Mzungu in einer leicht sumpfigen Wiese verliert. Man behauptet, daß der Mwerafluß in den starken Quellen des Chukwani-Palastes wieder zu Tage tritt, doch ist es wahrscheinlicher, daß er irgendwo in der Nähe von Kiwani einen unterseeischen Ausfluß hat. In demselben Papyrusumpf Popo nimmt auch der Zingwe-Zingwe seinen Ursprung, der in seinem Oberlauf zur trockenen Zeit aus einer Kette von Tümpeln besteht, aber später mehrere ständige Bäche, darunter bei seiner Mündung den ansehnlichen Mwanakombo, aufnimmt. Der Zingwe-Zingwe mündet in die Mwanda-Lagune. Einen besonderen Reichtum an Bächen hat der Distrikt Mkokotoni, wo mehrere ziemlich tief eingeschnittene ständige Gewässer, darunter der Kipange, münden.

Die Anhöhen Sansibars zeigen fast alle den Habitus von Bodenschwellungen mit meridionalen Verlauf und fallen nur selten etwas steiler ab. Eine Ausnahme bilden einige charakteristisch geformte Hügel auf der Nordhalbinsel: der Berg von Mkokotoni mit seinem steilen, in einem felsigen Hang abstürzenden Nordabfall und der Hatajwa-Hügel auf der Südwesthalbinsel, ein einzelner buschgekrönter Felsblock, der weithin als Landmarke dient und durch seine Höhlen interessant ist.

Der Boden des Kulturgebietes ist meist aus tiefgründigen Alluvialmassen gebildet, die, aus Verwitterung des Korallenkalkes entstanden, teils eine rote lehmige, teils eine grüne sandige Beschaffenheit haben; von diesen ist nur die erstere Gattung zur Nelkenkultur geeignet. Anstehendes Gestein tritt nur selten zu Tage, und wo dies der Fall ist, nimmt das Land meist einen dem Korallenland ähnlichen Charakter an.

Eine für das Kulturgebiet bezeichnende Erscheinung ist das Auftreten von Erdpyramiden, die sich unweit des Strandes südlich der Stadt und etwas landeinwärts nördlich von dieser, bei der Lokalität Magengeni, unweit von Bububu, finden. An beiden Orten liegen sie in Thälern, die einen schmalen Ausgang haben und sich am Ende zu einem fast kreisförmigen Cirkus mit steilen Wänden ausweiten. Dieser ist mit den eigenartigen Erosionsgebilden angefüllt, die sich teils gardinenförmig an den Wänden aufbauen, teils in der Mitte der Sohle erheben. Sie bestehen an beiden Orten aus einem harten sandigen Lehm. Der Stein, der gegen die allmählig fortschreitende Erosion schützte, und dem die Gebilde ihre Entstehung verdanken, ist bei den kleineren Pyramiden noch sichtbar, während er bei den größeren meist schon abgefallen ist. Die Erosion und

damit die Bildung neuer Pyramiden schreitet sehr rasch fort. Auch an anderen Thalhängen der Insel findet man die Neigung zur Bildung von kleinen Erdpyramiden.

Das Korallenland nimmt die ganze Osthälfte der Insel und den größten Teil des Südens, jenseits der Uzi-Chwaka-Senkung ein. Es trägt nur geringe Erhebungen, ist jedoch von Terrainstufen durchzogen, die frühere Strandlinien bezeichnen. Oberirdische fließende Gewässer fehlen. Das größtenteils flache Land ist von rauhem, scharfem Korallengestein bedeckt, das das Gehen sehr erschwert. In den Ritzen und Spalten sammelt sich rote Humuserde an, die einer dichten Gestrüppvegetation, stellenweise sogar Kulturpflanzen, das Gedeihen gestattet, durch welche der steinige Charakter des Landes von weitem verhüllt wird.

Der poröse, schwammige Korallenstein giebt Erscheinungen Ursprung, die lebhaft an den Karst erinnern, ja mit diesem identisch sind und von dem Vorhandensein einer mächtigen, unterirdischen Erosion zeugen. Am bezeichnendsten sind die Einsturztrichter (Dolinen), die mehrfach in Verbindung mit Höhlen vorkommen. Sie finden sich in allen Teilen des Korallenlandes häufig und treten auch auf der Westseite der Insel in jenen Gegenden auf, wo diese den Charakter des Korallenlandes annimmt. Sie verdanken teils mariner, teils Süßwasser-Erosion ihre Entstehung. Bei den jüngeren Trichtern ist der Boden mit Felstrümmern bedeckt, in den alten findet sich nicht selten Humusboden oder Wasser.

Zwei sehr schöne Dolinen sind die von Machomvi auf der Südwesthalbinsel unweit des Hatajwa-Hügels. Sie haben steile Wände und am Grunde je einen krystallklaren Tümpel, der von überhängenden Felswänden beschattet ist und durch rote Algen an den Steinen einen eigenartig düsteren Charakter erhält. An den Wänden gedeiht üppige Schlingvegetation und sogar einige hohe Bäume, die aus dem Trichter hervorragen. Das Wasser ist leicht brackig, doch trinkbar, die Ebbe- und Flutwirkung der benachbarten See macht sich deutlich wahrnehmbar. Zu der Sohle des größeren Trichters führen alte verfallene Steinstufen; jetzt wird der Ort von den Eingeborenen als Geister-sitz gemieden. Der kleinere Trichter dient als Brunnen. Die Höhlen des nahe gelegenen Hatajwa-Hügels verdanken mariner Erosion ihren Ursprung. In die eine gelangt man durch zwei enge Schlupfe, deren jeder in eine Kammer endet, wo sich Ansätze zu Stalaktitenbildung finden. Die andere Höhle besteht aus einem einzigen Raume, in den das Tageslicht hereinbricht.

Interessanter sind die Höhlen von Mangapwani im Nordwesten, be-

sonders jene, die den Eingeborenen als Brunnen dient. Ihr Eingang ist durch einen großen Affenbrotbaum bezeichnet. Von diesem Eingang, der mit einer gemauerten Umfassung umrandet ist, führt eine breite gemauerte Treppe in die Tiefe. Diese endet auf der Sohle eines weiten Hohlraumes, in dem man, gegen Norden in die Tiefe steigend, zu einem breiten, im Dunkel gelegenen krystallklaren Wassertümpel gelangt, der von den Bewohnern als Brunnen benutzt wird. Südlich führt ein hoher Gang bergab, dessen Wände aus scharfem Korallengestein bestehen, und dessen Sohle mit ebensolchen Blöcken bedeckt ist. Ansätze zu Stalaktitenbildung sind häufig. Am Ende dieses Ganges in einem größeren, sehr schönen Höhlenraum liegt abermals ein klarer Tümpel, worauf der Gang wieder bergan und durch einen sehr engen Schlupf nach der Oberfläche führt. Beide Tümpel enthalten reines Süßwasser, was um so auffallender ist, als die Höhle kaum 100 Schritt von der See entfernt liegt und ihre Entstehung offenbar mariner Erosion verdankt. Es ist anzunehmen, daß durch Strandverschiebung oder durch Einstürzen eines Ganges die Verbindung mit der See versperrt wurde. Durch die jedenfalls auch durch Einsturz entstandenen beiden Öffnungen strömt Regenwasser in die Höhle und sammelt sich in den Tümpeln als in natürlichen Cisternen, die auch den durch das poröse Gestein sickern den Wasseradern als Sammelpunkt dienen. Die nächste Umgebung der Höhle trägt völlig den Charakter des Korallenlandes. Die nördliche Öffnung war ursprünglich ebenfalls ganz eng, wurde jedoch von einem Araber vor etwa 40 Jahren erweitert, der auch die Steintreppe erbauen ließ.

Etwas südlich von der Brunnenhöhle von Mangapwani bei der Lokalität Maguguni liegt eine andere, in die man durch einen engen Schacht gelangt. Aus diesem führt ein Gang in eine niedrige Kammer, deren Grund mit Wasser gefüllt ist, und wo zahllose Fledermäuse wild umherflattern. Auffallend ist die hohe Temperatur in beiden Höhlen, die den Aufenthalt darin fast unerträglich macht. Sämtliche Höhlen dienen den Eingeborenen als Verstecke und Zufluchtsorte, werden aber sonst als Geistersitze gefürchtet, so daß es schwer hält, die meist versteckten Eingänge zu erspähen. Es ist darum leicht möglich, daß noch andere interessante Höhlen auf Sansibar entdeckt werden.

Nach den Einsturztrichtern und Höhlen gehören auch verschwindende Flüsse zu den Eigentümlichkeiten eines Karstgebietes. Auch an solchen ist auf Sansibar kein Mangel. Das Verschwinden des Mwerafusses bei Kibondei Mzungu fand bereits Erwähnung. Bei Kinyassini laufen mehrere Bäche von West nach Ost, die die See nicht erreichen, sondern im Korallenland verschwinden. Südlich von

Chwaka tritt ein kräftiger Bach Matimba Ali aus einer Felsöffnung knapp am Strand hervor.

Offenbar bildet der poröse Korallenfels auf der ganzen Insel, mit Ausnahme der wenigen Gebiete, wo ältere Kalke anstehen, überall den Untergrund. Auf der gegen Winde mehr geschützten Westseite jedoch, in der sich auch ältere Anhöhen erheben, war der Verwitterung ein günstiger Boden gegeben, mächtige Alluvialschichten konnten sich ansetzen, und das nackte Korallenland tritt nur stellenweise zu Tage. Die dem vollen Windanprall des Indischen Ozeans ausgesetzte Ostseite dagegen ermöglichte das Auftreten von fruchtbarem Humus nur in den Ritzen und Spalten der Korallenfelder.

Das Klima von Sansibar ist besser bekannt, als das irgend eines anderen mittelafrikanischen Küstenplatzes, da in der Stadt schon seit Jahren meteorologische Beobachtungen angestellt werden¹. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt ca. 26,5° C., der mittlere Barometerstand 760,5 mm, die mittlere Regenmenge ca. 1550 mm, aber die Jahresmenge unterliegt je nach den Jahren bedeutenden Schwankungen. Sansibar ist weit regenreicher als die afrikanische Küste und hat in dieser Hinsicht ein insulares Klima. Es giebt keinen Monat, in dem nicht tüchtige Regen niedergehen. Die Hitze ist in der Stadt im allgemeinen größer als an den Plätzen der deutsch-afrikanischen Küste, teils weil die Stadt an der Westseite vor den Winden teilweise geschützt ist, teils weil der dichte Haufen von weissen Kalkhäusern förmlich als Glutfang wirkt. Doch ist die Hitze nur in den Monaten Dezember und Januar wahrhaft drückend, wo dann Chwaka an der Ostküste einen trefflichen Erholungsort abgiebt. Das Klima Sansibars hat einen sehr schlechten Ruf und wird besonders in Segelhandbüchern als geradezu schrecklich geschildert. In Wirklichkeit sind schwere Fieber in der Stadt selten, doch haben Ausflüge in das Innere der Insel fast immer einen Malariaanfall zur Folge.

Bezüglich der *Vegetation* unterscheidet sich das Kulturgebiet sehr wesentlich vom Korallenland. In ersterem ist sie von wahrhaft tropischer Üppigkeit, doch herrscht auf weiten Strecken bebauts Land vor, und unbebautes trifft man eigentlich nur in offenen Wiesen (Wanda), die teils versumpft sind, teils einen steinigen, dem Anbau ungünstigen Charakter haben. Das Korallenland ist von einer originellen Buschvegetation bedeckt, die aus den Spalten des Gesteins hervorsprießt

¹ Vgl. Zeitschrift für Meteorologie, Wien 1881 S. 15, 1879 S. 24, 1872 S. 225.

und stachelig oder fleischig ist. Darunter gedeihen auch niedere Farnkräuter. Wird dieser Busch behufs Anlage von Feldern geklärt, so liegt der völlig nackte, blendendweiße Korallenfels zu Tage, und es scheint lächerlich, wie jemand daran denken könne, auf solcher Steinwüste Ackerbau zu treiben. Umsomehr ist man erstaunt, die ungeheueren saftigen Sorghumhalme aus diesem Boden hervorschießen zu sehen, zwischen denen ein Roß mit seinem Reiter vollkommen verschwindet.

Die Flora Sansibars ist noch verhältnismäßig wenig studiert, und vielleicht finden sich, besonders im Korallenland, endemische Pflanzen, obwohl deren Zahl jedenfalls nur gering ist. Den Kulturpflanzen hat Kersten im v. d. Deckenschen Reisewerk eine meisterhafte Schilderung gewidmet.

Derselbe Verfasser beschreibt auch in anziehender Weise die Tierwelt der Insel. Trotz ihrer Küstennähe beherbergt die Insel doch eigentümliche Säugetiere, darunter den Affen Colobus Kirki, von dem O. Neumann neuerdings wieder Exemplare fand, nachdem er schon als ausgestorben galt. Außer diesem Colobus giebt es noch andere Affenarten und den originellen großsäugigen Halbaffen Komba, der ebenfalls bisher nur auf Sansibar gefunden wurde. Gefährliche Raubtiere giebt es keine; der Serval, das Chui der Eingeborenen, ist wohl nur noch sehr selten — wenn überhaupt noch — in den Buschwildnissen des Südens anzutreffen. Häufig ist die Zibethkatze, deren Anwesenheit man durch intensiven Zibethgeruch merkt. Die kleine Moschusratte (Guchiro) ist ebenfalls gewöhnlich und wird nicht selten gefangen gehalten. Einen interessanten, der Insel eigentümlichen Baumschliefer entdeckte O. Neumann bei Jambiani. Haus- und Feldratten richten ziemliche Verheerungen an. Fledermäuse giebt es zahlreiche Arten. Die Insel beherbergt drei Arten von Zwergantilopen, die sämtlich im Korallenland hausen. Das Stachelschwein, nach dem das Nordkap Nungwe benannt ist, traf G. A. Fischer auf der Insel an. Wildschweine, deren es große Mengen giebt, brechen häufig genug auch in das Kulturgebiet ein und richten dort mächtige Verheerungen an, so daß gewisse Gebiete förmlich unbewohnbar werden.

Ein anderer, wenn auch weniger gefährlicher Feind der Pflanzungen, ist der Webervogel, der die Stelle unserer Sperlinge vertritt. In der Stadt treten seit ca. 5 Jahren große schwarze Raben mit weißer Kehle häufig auf, die genau dem Bombayer Stadtraben gleichen und auch, wie es heißt, von dort importiert sind. Perlhühner sieht man schon ziemlich selten, am häufigsten auf der Insel Tumbatu, Wildtauben

sind überall häufig, kleine reizende Nektarinien beleben gleich Schmetterlingen die Landschaft. An Singvögeln ist ziemlicher Mangel.

Von Reptilien sind besonders die mächtigen Pythonschlangen bemerkenswert, die in ganz gewaltigen Exemplaren vorkommen. Leguane, Eidechsen und Chamäleons giebt es mehrere Arten auf der Insel. Nach Aussage der Sammler ist das Insektenleben recht dürftig und arm an Arten; namentlich endemische Spezies sind sehr selten. Termitenbauten sieht man auf der Insel wenig; Bienen werden von den Wahadimu stellenweise gehegt. Die Heuschreckenplage, die vor einigen Jahren die Küstengebiete verheerte, verschont die Insel fast vollständig.

Obwohl abschließende Urteile von Fachleuten noch nicht vorliegen, und das Material zu solchen auch noch fehlt, ist es doch zweifellos, daß die Insel trotz ihrer Kleinheit und der Nähe des Festlandes doch ziemlich viele eigenartige Tiere und Pflanzenformen beherbergt, die auf eine jedenfalls zu Beginn der recenten oder Ende der Tertiärzeit erfolgte endgiltige Loslösung des Zusammenhanges mit dem Festlande — falls eine solche überhaupt jemals bestanden hat — schließen läßt. Die Annahme eines solchen Zusammenhanges ist übrigens keineswegs nötig, da die jetzt als eigene Arten auftretenden Spezies leicht in früherer Periode nach der Insel verschleppt sein und sich unter veränderten Lebensbedingungen selbständig entwickelt haben können.

III.

Die Bewohner Sansibars stellen in ihrer heutigen Form kein sehr altes Bevölkerungselement dar. Es mag vielleicht Uransiedler gegeben haben, die in den Stämmen der Wahadimu und Watumbatu aufgegangen sind, doch war die Insel schon in so früher Zeit das Ziel arabischer, persischer und vielleicht auch indischer Einwanderer, die wieder Sklaven vom Festlande brachten, daß eine ursprüngliche Bewohnerschaft sich unmöglich erhalten konnte. Die ältesten Ansiedler mögen immerhin die Wahadimu sein, die von Steere und anderen gewissermaßen als Aboriginer dargestellt werden. Sie verdienen diese Bezeichnung jedoch nicht, da sie durchweg eine sehr deutliche Tradition an ihre Abstammung von der ostafrikanischen Küste bewahrt haben. Es geht dies so weit, daß ihre Dörfer vielfach noch dieselben Namen wie die der Ursprungsdörfer an der Küste tragen. So behaupten die Bewohner der Dörfer Makunduchi, Cherawe, Janinge, Pangani und andere auf der Insel, von den gleichnamigen Küstendörfern herzustammen. Die Leute von Matemwe erinnern sich, daß

ihre Vorfahren aus Maote (Mayotte) eingewandert seien; die von Mangapwani sind der Abstammung nach Wassegeju. Die Wahadimu stellen also ein Gemisch von verschiedenen, bis in die jüngste Zeit andauernden Einwanderungen von der Küste dar, die sich möglicherweise an einen vorhandenen Bevölkerungskern angeschlossen haben. Der Name Wahadimu kann wohl am richtigsten mit „Höriger“ übersetzt werden. Im Arabischen bedeutet Hadim direkt Sklave, das Swahiliwort Mhadim hat die Bedeutung „Freigelassener“ angenommen, so daß Wahadimu als hörige Bauern anzusehen sind, was ja auch ihrer Stellung zu den Herren des Landes entsprach.

In ihrem Äußeren haben die Wahadimu wenig charakteristisches. Neben Leuten von halb arabischem Typus findet man wieder Neger, wie es bei einem Mischvolk begreiflich ist, das wohl auch viel arabisches und indisches sowie durch Sklaven innerafrikanisches Blut aufgenommen hat. Die Tracht gleicht völlig jener der Stadtbevölkerung und ist nur ländlich einfacher; das weiße Hemd wird häufig mit Kokoswasser rötlich gefärbt. Auch bezüglich der Lebensweise und Geräte unterscheiden sich die Wahadimu nicht von anderen Swahili; eigentümlich ist ihnen höchstens ein dem steinigen Korallenland angepaßtes Buschmesser. Von einer Wahadimu-Sprache kann kaum die Rede sein. Was als solche bezeichnet wird, ist nur ein breiter, singend gesprochener Landdialekt des Kiswahili, der jedoch recht leicht zu verstehen ist.

Die Wahadimu waren früher jedenfalls über die ganze Insel verstreut. Erst als die Maskat-Araber im fruchtbaren Gebiet große geschlossene Plantagen anlegten, wurden sie immer mehr nach dem Korallenland verdrängt. Die meisten Wahadimu-Distrikte sind jetzt im Süden der Insel, besonders in Chwaka, Bwejuu, Makunduchi, Kizimkazi und auf der Insel Uzi zu finden. Im Norden von Sansibar giebt es auch vereinzelt Niederlassungen, die jedoch nur im ödesten Korallenland, nahe der Ostküste, einen unverfälschten Charakter tragen.

Alle Wahadimu sind Mohamedaner und haben in den Dörfern ihre Koranschulen, die von der Jugend fleißig besucht werden. Sie standen früher unter einem Oberhaupte, dem Munyimkuu, der ein großes Steinhaus in Dunga bewohnte und dem Sultan von Sansibar tributär war, und dem alle Wahadimu Steuern bezahlten. Der letzte Munyimkuu starb unter Seyid Majid. Seither stehen die Wahadimu-Dörfer unter kleinen Häuptlingen (Schechs), die die Gerichtsbarkeit ausüben.

Eine den Wahadimu nahestehende Bevölkerung sind die Watumbatu, die die Insel Tumbatu bewohnen und einige kleine Kolonien

an der Küste und bei Ras Nungwe auf Sansibar besitzen. Sie haben ein ausgesprochenes Stammesbewußtsein und behaupten, von einer aus Kilwa vor Jahrhunderten vertriebenen shirazischen Prinzessin abzustammen. In ihrem rein negerhaften Äußeren ist allerdings von persischer Herkunft nicht viel zu merken. Sie sprechen einen sehr schlechten, fast unverständlichen Dialekt des Kiswahili und sind überhaupt auf ihrer unfruchtbaren Insel bei ärmlichen Verhältnissen äußeren Einflüssen weniger ausgesetzt. Ihre Weiber tragen große Ohrklötze und altmodische Glasperlen; bis vor kurzem sollen sie sich mit einem Lendenschurz begnügt haben. Sie rasieren den Schädel oft ganz glatt.

Alle Watumbatu sind Fischer und Seeleute; ihre Zahl dürfte 1000 kaum übersteigen.

Wahadimu und Watumbatu sind friedliche Landleute. Kämpfe waren schon von altersher bei ihnen unbekannt. Früher waren sie den Überfällen arabischer Sklavenhändler sehr ausgesetzt, den sogenannten „Mtende halua“ (Zuckerdatteln), die diesen Namen davon erhalten haben, daß sie Kinder mit Datteln an Bord ihrer Fahrzeuge zu locken und derart zu rauben pflegten. Nicht selten griffen sie aber auch zu kräftigeren Mitteln. Jetzt hat diese Gefahr längst aufgehört, und Wahadimu und Watumbatu sind im Gegenteil selbst eifrige Vermittler des Sklavenhandels zwischen der Festlandsküste und Sansibar geworden.

Wahadimu und Watumbatu sind als freie Swahili zu betrachten. Neben ihnen giebt es noch andere, meist wohlhabende Swahili, die von Mombassa, Malindi, Lamu, Barawa und Mafia herkommen und seit Generationen hier ansässig sind. Fast alle Shatiri von Chole (Mafia) besitzen Häuser oder Grund auf Sansibar und wechseln den Aufenthalt zwischen dieser und der Heimatinsel. Sämtliche Swahili sind Sunniten.

Quantitativ am stärksten ist die Sklavenbevölkerung, unter der alle Stämme Centralafrikas vertreten sind. Man unterscheidet zunächst Watumwa wajinga, blöde Sklaven; das sind solche, die als erwachsene oder halberwachsene Leute frisch eingeführt, noch gänzlich unerfahren und der Landessprache kaum mächtig sind. Solche werden meist in Kanoes von kleinen Küstenplätzen wie Kunducki, Mkwaja u. a. nach dem Süden oder Norden der Insel verschifft und dort verkauft; in Dhaus kommen sie wohl nur aus dem Süden von Deutsch-Ostafrika. Wakulia sind Sklaven, die als Kinder eingeführt und auf Sansibar groß geworden sind; Wazalia sind auf Sansibar geborene Sklaven. Letztere sind verhältnismäßig selten und Leute,

deren Großeltern bereits hier geboren sind, findet man fast gar nicht, obwohl die Sklaveneinfuhr nach Sansibar schon seit Generationen andauert. Die ungeheure Mehrheit der Sklaven, deren Zahl wohl 80 000 erreichen dürfte, besteht aus Leuten, die im Innern Afrikas geboren und innerhalb der letzten 10 bis 15 Jahre eingeführt wurden; auch der Nachwuchs ergänzt sich weniger durch Geburten als durch neue Einfuhr. Der Sklavenbevölkerung sind auch jene Leute beizuzählen, die irgendwie ihre Freiheit erlangt haben und jetzt als Freigelassene, teils noch in einem gewissen Hörigkeitsverhältnis zum früheren Herrn, teils ganz unabhängig, zahlreich in der Stadt und im Land zu finden sind.

Unter den Sklaven Sansibars sind die verschiedensten Stämme vertreten. Am zahlreichsten sind Leute aus dem Gebiet westlich vom Nyassa- und Tanganyika-See, die hier in die Hauptgruppen Wanyassa und Manyema geschieden werden. Unter der letzteren Bezeichnung werden die verschiedensten Stämme westlich vom Tanganyika, vom Kongo-Quellgebiet bis zum Aruwimi, ja sogar Baluba einbegriffen. Letztere aus dem Kassai-Gebiet, also aus Gegenden stammend, die näher an der West- als an der Ostküste gelegen sind, dürften wohl die entferntesten Stämme sein, von welchen Vertreter als Sklaven nach Sansibar gelangen. Sehr zahlreich sind Sklaven aus dem Süden von Deutsch-Ostafrika, wie Wahiao, Wangindo, Wanindi, Matumbi u. a. Zahlreich trifft man auch Wasukuma, Wanyamwezi und Warundi, selten Eingeborene des Zwischenstromgebietes bis nach Unyoro hin. Ziemlich häufig sind Waganda, vereinzelt Massai, Wanyaturu und Wagogo. Die Stämme der küstennahen Länder, wie Wasagara, Wakami Wasaramo und Wasegua sind nur in älteren, vor Jahren eingeführten Sklaven vertreten.

Im allgemeinen läßt sich der Satz aufstellen, daß die Entfernung der Herkunft der Sklaven von der Küste im umgekehrten Verhältnis zum Alter der Einfuhr steht. Sklaven aus dem nördlichen Deutsch-Ostafrika sowie aus Britisch-Ostafrika sind fast gar nicht in Sansibar vertreten, da die verhältnismäßig wenigen Sklaven, die diese Länder liefern, nach Pemba ihren Abfluß finden. Galla giebt es fast nur als Sklavinnen in den Harems der Araber, wo man auch Abessinierinnen, Komorenserinnen und sogar Türkinen, teils aus Syrien, teils Tscherkessinnen, antrifft. Auch männliche Sklaven aus Komoro sind nicht selten.

Der Preis eines Sklaven erreicht jetzt durchschnittlich ca. 100 Rps.; er ist weit höher als früher, aber immer noch niedriger als der eines mittelguten Esels. Ihrer Hauptbeschäftigung nach teilen sich die

Sklaven in Haus- und Ackersklaven. Erstere leben in der Stadt und in den Landhäusern ihrer Herren, wo sie häusliche Dienste verrichten. Als Köche, Kinderwärterinnen, Wasserträgerinnen, Thürhüter, Eseljungen u. s. w. sind sie meist beliebte Diener, arbeiten wenig, haben reichlich zu essen und genießen ziemlich große Freiheit. Sie sind es, die fremden Europäern zuerst auffallen und durch ihr heiteres Wesen den Eindruck hervorrufen, daß die Sklaverei in Sansibar recht erträglich sei. Übrigens hat auch die reine Haussklaverei manche Schattenseiten. Vor allem sind die Sklaven den oft lasterhaften Neigungen ihrer Herren schutzlos preisgegeben; die Sklavinnen werden außerdem meist mit quälender Eifersucht verfolgt, die sich nicht nur auf die eigentlichen Surias, die Kebsweiber, sondern auf fast alle weiblichen Hausgenossen erstreckt. Weit schwerer ist das Los der Ackersklaven, die meist weder Nahrung noch Kleidung erhalten und sich ihren Lebensunterhalt an den beiden ihnen frei gegebenen Wochentagen Donnerstag und Freitag verdienen müssen, auch besonders auf abgelegenen Landgütern vielfach unter der Härte ihrer Herren zu leiden haben. Neben diesen beiden Gruppen giebt es noch zahlreiche Sklaven, die sich vollständig frei bewegen und ihrem Herrn nur eine monatliche Abgabe entrichten müssen. Je nach der Höhe dieser und dem Charakter des Herrn wird diese Abgabe drückend oder sinkt zur reinen Formalität herab. Es scheint, als ob eben jetzt Wandlungen im Zuge wären, durch die die Lage der Sklaven auf Sansibar eine einschneidende Änderung erhalten wird.

Die Negerbevölkerung Sansibars ist vielfach dem Trunke ergeben und steht moralisch auf tiefer Stufe. Dennoch hat sie einen guten Kern, der besonders dann hervortritt, wenn Sansibariten außerhalb ihrer Heimat zur Verwendung kommen. Die Entdeckungsgeschichte Centralafrikas, die Gründung des Kongostaates und neuerdings der französische Feldzug gegen Madagaskar haben bewiesen, was Sansibariten unter europäischer Führung leisten können.

Gewissermaßen einen Übergang von reinen Negern zu asiatischen Stämmen bilden die Komorenser, meist von Angasija stammend, die in stets steigender Menge von ihrer Heimatinsel nach Sansibar kommen, manchmal, sobald sie etwas erworben, wieder dahin zurückkehren, nicht selten aber auch dauernd hier verbleiben. Die Komorenser haben eine eigene Sprache und stellen eine Mischung von Arabern, Persern und Indern mit Negern dar, haben wohl auch von den Howas Madagaskars malayisches Blut in sich aufgenommen. Die Komorenser zeigen deutlich die Hinfälligkeit jeder anthropologischen Beschreibung. In ihrer Hautfarbe meist lichtbraun, zeigen sie doch

Schattierungen von fast europäischem Weiß bis zum tiefsten Schwarz. Man trifft Leute mit arabischem und solche mit echt afrikanischem Typus, Wollhaare, gekräuselte Haare und glatte Haare. Dennoch fällt es niemand, der längere Zeit in Sansibar war, schwer, einen Komorensen sofort als solchen zu erkennen. Möge er arabisch oder negerhaft aussehen, möge er selbst in Sansibar geboren sein und das Kiswahili vollkommen ohne fremde Betonung sprechen; es giebt doch etwas gemeinsames im Äußeren der Komorensen, das unverkennbar ist, aber niemals beschrieben werden könnte. Die Komoro-Leute schlossen sich in Tracht und Sitten vollkommen den Eingeborenen an. Sie arbeiten vielfach als Diener in europäischen Häusern, wo sie ihrer Geschicklichkeit und Reinlichkeit wegen beliebt sind, durch ihre Ränkesucht und Verlogenheit allerdings weniger angenehme Hausgenossen bilden. Madagaskar-Leute, sogenannte Wabuki, sind jetzt ziemlich vereinzelt anzutreffen.

Sunnitische Araber aus Sheher und Hadramaut sind nicht nur zur Zeit des Nordostmonsuns, sondern auch ständig angesiedelt in Sansibar häufig. Sie führen als Krämer, Lastträger, Korbflechter, Matrosen u. s. w. ein einfaches Leben und bringen es nur selten zu Wohlstand. Ihre Frauen stecken in einem eigentümlichen Sack mit blauem Schleier, mit dem sie sich übrigens nur verhüllen, wenn sie sehr häßlich sind. Sie bilden als Brotverkäuferinnen, sogenannte Bui-bui, mit dem gellenden Ruf: „Haya mka-té!“ eine ständige Straßensfigur der Stadt. Die Shihiri, wie sie von den Eingeborenen genannt werden, hausen hauptsächlich in der Vorstadt Malindi und im Ngambo bei Mwembe ladu. Eine Art Oberhaupt haben sie in dem Sultani Mkelle, Schech Negib, einem aus Makalla vertriebenen Häuptling, der seit Jahren in Sansibar lebt. Meist in Gesellschaft der Shihiri leben einzelne Sudanesen.

Die Araber aus Maskat sind die eigentlichen Herren des Landes. Ihnen gehören die Familie des Sultans und die vornehmsten und reichsten Geschlechter der Insel an, in ihren Händen sind die meisten Pflanzungen und Sklaven. Sie waren auch stets die Träger des Karawanenverkehrs nach dem Innern Afrikas. Ihre Bedeutung für die Kultur ist vielfach überschätzt worden, da die Maskat-Araber, obwohl einzelne wohl schon vorher mit der Ostküste im Verkehr standen, doch erst mit Ende des 17. Jahrhunderts einen thatsächlichen Einfluß gewannen, während eine der heutigen wahrscheinlich überlegene, von Südarabern, Persern und Indern eingeführte Kultur schon weit früher vorhanden war. Heute sind sie — besonders die in Sansibar geborenen — physisch und moralisch herabgekommen, orien-

talischen Lastern und vielfach auch dem Trunke ergeben. Ihre Wissenschaft ist öder Gedächtniskram, dem gänzliche Unkenntnis der gewöhnlichsten Dinge gegenübersteht. Lächerlicher Dünkel, Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht ihren nächsten Interessenkreis berührt, ist für sie bezeichnend. Gastlichkeit und eine gewisse orientalische Höflichkeit des Benehmens sind so ziemlich als einzige gute Eigenschaften zu nennen. Es ist zweifellos, daß man mit einem intelligenten Swahili ein ungleich vernünftigeres Gespräch als mit einem reinen Maskat-Araber führen kann, obwohl letzterer häufig das patriarchalische Aussehen eines „Weisen aus dem Morgenlande“ hat. Der politische Einfluß der Maskater ist heute ziemlich gebrochen, und auch ihr Wohlstand nimmt sehr ab, da sie fast alle bei Indern stark verschuldet sind.

Neben den vollen Arabern, den sogenannten Kabaila, die sich in verschiedene Stämme, wie Barwan, Mandri u. s. w. teilen, giebt es noch eine Art Hörige, Bessari, die eine untergeordnete Rolle spielen. Suri-Araber und andere Leute aus dem persischen Meerbusen kommen als Fischer und Seeleute nicht selten nach Sansibar. Alle Maskater sind Ibaditen, eine Sekte, die bekanntlich weder den Sunniten noch den Schiiten angehört, und die außer in Omán (Maskat) nur unter den Berbern des Maghreb Anhänger hat. Das Rauchen ist dieser Sekte verboten.

Belutschen aus Makran wurden ursprünglich von Seyid Saïd als Soldaten nach Ostafrika gebracht und sind jetzt noch ziemlich häufig. Obwohl sie sunnitische Hanefiten sind, schlossen sie sich doch in Sitten und Trachten völlig den Maskatern an, genießen jedoch geringes Ansehen.

Perser, aus denen sich die frühere Leibgarde des Sultans ergänzte, sowie Ägypter, Türken und Bokhara-Leute kommen vereinzelt nach Sansibar; neuerdings auch Leute von den Seychellen, Singhalesen, Japaner als Besitzer von Gastlokalen mit „Damenbedienung“, und sogar Chinesen und Malayen. Von den Seyschellen wanderten vor etwa 2 Jahren mehrere hundert christliche dunkelfarbige Landleute (Kreolen) in Sansibar ein und ließen sich bei Mbweni nieder, wo sie hübsche Kulturen anlegten. Sie sprechen ein verdorbenes Französisch als Muttersprache und erhalten immer neue Zuzüge aus der Heimat.

Ein sehr wichtiges Bevölkerungselement Sansibars bilden die Inder, die in die beiden Hauptgruppen der mohamedanischen und heidnischen Inder geteilt werden. Es ist zweifellos, daß der Handelsverkehr zwischen Indien und Ostafrika schon sehr alt ist. Die Wadé-

buli, denen die Tradition der Eingeborenen fast alle Ruinen auf Sansibar und überhaupt in Ostafrika zuschreibt, sollen mohamedanische Inder aus Diu gewesen sein. Vasco da Gama traf in Ostafrika Inder, die ihm zur Erreichung ihrer Heimat behilflich waren. Die heute in Ostafrika ansässigen Inder sind der grossen Mehrzahl nach Kaufleute und Vertreter des Zwischenhandels zwischen Europäern und Eingeborenen. Sie kommen ausschliesslich aus der Bombay-Präsidentschaft.

Von den mohamedanischen Indern sind die Kojas numerisch am stärksten. Sie sind Schiiten, haben jedoch mancherlei für den strenggläubigen Moslem störende, an heidnische erinnernde Sitten. Dem Kalifen Ali spenden sie nahezu göttliche Verehrung und sehen in ihrem in Bombay lebenden Imam Agha Khan eine Art Verkörperung dieses Heiligen. Mit diesem treiben sie einen unglaublichen Kultus und zahlen ihm eine sehr hohe Steuer, die alljährlich Hunderttausende verschlingt. Die Kojas geben in ihren Jamati genannten Moscheen Gastmähler und benutzen sie überhaupt als Vergnügungsorte. Vor etwa acht Jahren vollzog sich zwischen ihnen ein Schisma, indem eine Reformsekte, die Sabanya, sich von den altgläubigen Baghat löste. Die Sabanya legen vor allem dem Agha Khan weit geringere Bedeutung bei und halten sich strenger an die Satzungen des Koran. Es giebt unter den Kojas sehr reiche Kaufleute, doch gelten sie als durchtriebene und nicht immer ganz reelle Händler. Sie tragen einen goldgestickten Turban und Beinkleider; ihre Weiber, die in grosser Zahl in Sansibar leben, gehen stets unverschleiert. Viele Kojas sind hier geboren und können als fest angesiedelt betrachtet werden. Die meisten jedoch stehen in innigem Zusammenhang mit der indischen Heimat, nach der sie, genügend bereichert, zurückkehren.

Sympathischer als die Kojas sind die Bohoras, ebenfalls Schiiten, doch einer anderen Sekte angehörig. Unter ihnen finden sich sehr reiche Kaufleute, sowie auch geschickte Handwerker. Die Weiber der Bohoras gehen dicht verschleiert. Die Bohoras handeln hauptsächlich mit den nördlichen Küstenplätzen, wie Mombas, Lamu, und mit Pemba, während die Kojas Agenten in Deutsch-Ostafrika haben.

Als kleine Händler trifft man auf Sansibar Maiman und Sindhi, beides hanefitische Sunniten.

An heidnischen Indern leben Vedagläubige, Jains und Parsi in Sansibar. Die beiden ersteren Gruppen, Hindu aus der Bombay-Präsidentschaft, werden von den Eingeborenen unter der Bezeichnung „Banyans“ zusammengefasst und sind äusserlich an einem Lendenschurz zu erkennen, dessen Zipfel zwischen den Beinen durchgezogen

wird. Jäns sind ziemlich zahlreich im Gegensatz zur Küste, wo die Vedagläubigen Batthias vorherrschen. Die Hindu besitzen einen Leichenverbrennungsplatz südlich der Stadt. Die höheren Kasten sind fast alle Kaufleute mit Ausnahme der wenigen Priester, die den Dienst in den kleinen Bethäusern verrichten und die heiligen Kühe pflegen, und genießen keinerlei Fleischnahrung. Niedere dunkelfarbige Kasten trifft man als Kutscher, Barbieri, Bootsleute und in anderen untergeordneten Beschäftigungen; sie genießen meist wenig Fleisch und bringen ihre Weiber mit nach Sansibar, während dies bei den höheren Kasten nur selten geschieht. Die Hindu sind alle nur vorübergehende Bewohner der Insel, obwohl sich unter ihnen sehr bedeutende Handelsfirmen finden, die jedoch stets in naher Fühlung mit Bombay stehen.

Noch mehr ist dies bei den Parsi der Fall, die in der Zahl von einigen Hunderten als Ärzte, Baumeister, Kaufleute, Kontorbeamte in Sansibar arbeiten und sich in Tracht und Lebensweise sehr den Europäern nähern. Sie bringen ihre Frauen häufig hierher, spielen jedoch noch nicht jene wichtige Rolle wie in Indien. Sie besitzen einen Feuertempel und Begräbnisplatz unweit der Stadt und gehen mit dem Gedanken um, „Türme des Schweigens“ zu erbauen.

Die Goanesen sind katholische Inder, die teils aus der portugiesischen Kolonie Goa, teils aus der Vorstadt Mazagon von Bombay stammen. Die ersteren kommen meist aus der Provinz Salsette. Sie gehören ursprünglich dem Stamme der Maraten an und sprechen Konkani als Muttersprache. Doch mögen manche von ihnen portugiesische Blutmischungen erhalten haben und verstehen etwas portugiesisch. Viele haben auch Negerblut von aus Ostafrika nach Goa importierten Sklaven. Ihre Namen sind Souza, Silva, Gomez, Diaz und Fernandez; sie sind alle adelig, alle ziemlich dunkelfarbig, sehr fromm und sehr schmutzig. Sie bringen sich als Handwerker, Köche, Wäscher, Kaufleute, Photographen, Ärzte, Clerks u. s. w. durch, sind bei Europäern als mangelhafte Kopie ihrer selbst wenig beliebt, aber eigentlich ganz anständige Leute und besser als ihr Ruf. Die Männer tragen sich europäisch, die Frauen ein recht originelles buntes Kostüm, das ein Gemisch der indischen und portugiesischen Tracht darstellt.

Mit den Goanesen wurde ein Zweig der in Sansibar sehr zahlreichen Mischlinge erwähnt. Am gewöhnlichsten sind solche zwischen Arabern und Negern, und wohl jede auf der Insel seit längerer Zeit ansässige Swahili-Familie hat arabisches Blut. Dasselbe macht sich sehr bemerkbar, weniger in der Hautfarbe als im Gesichtstypus, der Form der Glieder, den Haaren, die oft glatt oder halbglatt sind. Ungemein negerhaft und kaum als solche zu erkennen

sind indische Mischlinge, die nicht selten sind. Die Kinder der Hindu werden als Mohamedaner erzogen. Außerdem giebt es noch allerlei Kreuzungen und Zwischenkreuzungen der in Sansibar lebenden asiatischen Einwanderer mit Negern. Europäische Mischlinge sind selten.

Die Zahl der Europäer auf Sansibar ist schwankend, übersteigt jedoch kaum 200, unter welchen Griechen, Engländer, Deutsche und Franzosen die Mehrzahl bilden, doch fast alle Nationen Europas vertreten sind. Dem Berufe nach teilen sich die Europäer in Gouvernements- und Konsulatsbeamte, Kaufleute und Missionare.

IV.

Es ist hier nicht der Ort, die wirtschaftliche Bedeutung Sansibars als Stapelplatz des Handels Ostafrikas zu erörtern, die die Insel hauptsächlich ihrer geographischen Lage zu danken hat. So viel möge nur Erwähnung finden, daß der Handel des Küstengebietes und Innerafrikas, vor allem Deutsch-Ostafrikas, sich nach wie vor über Sansibar bewegt. Es giebt kaum ein europäisches Industrierzeugnis, das nach Deutsch-Ostafrika gelangt, ohne vorher den Bazar Sansibars passiert zu haben, und auch die Ausfuhr der Produkte vollzieht sich fast nur über dieses Emporium.

Die Produkte der Insel selbst sind hauptsächlich solche der Landwirtschaft, von der weiter unten die Rede sein soll. Unter den Kulturpflanzen spielt der Gewürznelkenbaum die wichtigste Rolle. Er wurde angeblich 1818, also noch vor Seyid Saïd, von einem Araber Salehe bin Hamed zuerst angepflanzt, der ihn von Franzosen auf den Maskarenen erhalten hatte. Die Nelkenkultur nahm bald immer größere Dimensionen an, da das Bestehen der Sklaverei auf Sansibar und Pemba diesen Inseln einen bedeutenden Vorteil vor anderen Produktionsländern bot, so daß die Inseln Ostafrikas schließlic den Weltmarkt für Nelken beherrschten, eine Stellung, die sie noch heute innehaben. Zur Zeit, wo die Produktion noch geringer, die Nachfrage stark, die Preise hoch und die Arbeitskräfte der Sklaven billig waren, lohnte sich der Anbau sehr; heute, wo alles dies nicht mehr der Fall ist, muß die ganze Nelkenkultur als ungesunde Anlage bezeichnet werden, und die arabischen Plantagenbesitzer sind fast alle stark bei Indern verschuldet.

Der Nelkenbaum gedeiht nur im Kulturgebiet der Westseite der Insel und auch da nur auf rotem Lehm Boden gut. Das Land direkt östlich und südlich von der Stadt ist, obwohl fruchtbar, doch zum Nelkenbau nahezu ungeeignet. Die schönsten Nelkenkulturen liegen

am Mwerafluß und nördlich bis gegen Mkokotoni, die Pflanzungen sind gut angelegt, die hohen Sträucher in Reihen gepflanzt. Neuerdings giebt es viele vernachlässigte Pflanzungen. Die Bäume bedürfen großer Pflege; die Ernte findet alljährlich im Oktober und November statt. Die Zukunft der Nelkenkultur hängt eng mit der Lösung der Sklavenfrage zusammen. Wie immer diese auch ausfallen möge, so ist es doch zweifellos, daß die fortschreitende Ordnung der Verhältnisse in Ostafrika die Zufuhr neuer Sklaven erschweren, ja mit der Zeit unmöglich machen wird. Ob die Pflanzer in der Lage sein werden, bei den schlechten Nelkenpreisen die Kultur mit freien, bezahlten Arbeitern fortzuführen, muß die Zukunft lehren.

Neben dem Nelkenbaum, der gewissermaßen die typische Pflanze für die Gewürzinsel Ostafrikas ist, spielt die Kokospalme die wichtigste Rolle und ist die einzige Kulturpflanze, die für den Export von größerer Bedeutung ist. Kokospalmen sind im ganzen Kulturgebiet verstreut und finden sich auch bei den Dörfern der Ostküste. Sie wurden ursprünglich nur nebenher angepflanzt, und nur in jenen Gebieten, wo Nelken nicht gedeihen, wie bei Unguja-Ukuu und Bungi, giebt es regelrechte alte Kokospflanzungen. Jüngere von großer Ausdehnung finden sich bei Mkokotoni und Chweni. Die Palmen liefern in Sansibar nicht so große Nüsse wie in Mafia, doch soll die Koprschicht dicker sein. Leider wird stets viel feuergebackene Kopra auf den Markt gebracht, wodurch das Sansibarprodukt minderwertig wird.

Die erste Anpflanzung der Kokospalme wird den Wadébuli zugeschrieben, jenem sagenhaften Stamm, denen die ostafrikanischen Küstenbewohner alles zuschreiben, was altertümlich ist. In der Umgebung der Stadt wird die Palme hauptsächlich zur Tembo-(Palmwein-)bereitung benutzt. In neuerer Zeit wurden viele Kokospalmen überall angepflanzt, da diese Kulturpflanze, die eine geringe Arbeitsleistung erfordert, sich auch nach Aufhebung der Sklaverei lohnen würde. Versuche zur Coirgewinnung und zum Ölpresen haben sich als nicht vorteilhaft erwiesen.

Neben Nelkenbäumen und Kokospalmen sind Mangobäume (Miembe) und Yakfruchtbäume (Fenesi) diejenigen, die im Landschaftsbild des Kulturgebietes am meisten hervortreten. Doch haben diese Obstbäume, wie auch die ausgezeichneten Sansibar-Orangen, die als die besten der Welt gelten, die Mizambarau, Citronen, Tamarinden, Bananen, Ananas und zahlreiche andere Obstpflanzen, die O. Kersten so anmutig beschreibt, keinen großen wirtschaftlichen Wert.

Zuckerrohr wird überall angepflanzt, doch nur an einer einzigen Stelle, bei Mwera kwa Manha, plantagenmäßig. Die Araber

legten in frühern Jahren große Zuckerrohrplantagen am Mwerafuß, am Zingwe-Zingwe und seinen Nebenbächen, im Süden bei Pete und an andern Orten an und erbauten Mühlen zur Gewinnung der Melasse, doch erwiesen sich dieselben als nicht lohnend. Die Mühlen sind heute Ruinen, und nur die kleine Dampfmaschine von Mwera kwa Manha ist noch in Betrieb. Auch eine große Zuckerplantage, die der Engländer Frazer bei Mkokotoni anlegte, mußte infolge der schlechten Zuckerpreise ihre Arbeiten einstellen.

Roter Pfeffer bildet das Ausführprodukt des Korallenlandes, kommt in größerer Menge von dort nach der Stadt und wird auch nach Europa exportiert. Tabak einer scharfen Qualität wird ebenfalls von den Wahadimu des Ostens, sowie in der Gegend von Bumbwini und Mwanda viel angebaut und kommt, zu Würsten gedreht, nach der Küste zur Ausfuhr. Versuche, den Tabak plantagenmäßig anzupflanzen, lieferten schlechte Ergebnisse.

Die Areka-Palme gedeiht überall im Kulturgebiet und liefert gutes Erträgnis an Nüssen, die auch nach der Küste zur Verschiffung gelangen. Betelblätter zum lokalen Gebrauch werden im Korallenland, auf Tumbatu und an andern Orten angepflanzt.

Unter den Nahrungspflanzen spielt Maniok im Kulturgebiet die erste Rolle, da er die Hauptnahrung der Sklavenbevölkerung bildet. Reis wird ziemlich viel und in guter Qualität angebaut, genügt jedoch nicht annähernd, um den Bedarf der Bevölkerung zu decken, so daß ein starker Import an Reis stattfindet. Das Hauptkulturgewächs des Korallenlandes ist Sorghum. Auch Hülsenfrüchte, Bataten, Yams, Colocasia, Tomaten, Kürbisse, Eierfrucht, Rettige, Arachis, Sesam werden überall angepflanzt, daneben auch die oben erwähnten Obstarten. Sogar Zierpflanzen, wie Rosen und Jasmin, werden gewerbsmäßig gezogen und zum Verkauf nach der Stadt gebracht.

Die Viehzucht steht in Sansibar auf keiner besonders hohen Stufe; das meiste Vieh, das in der Stadt verbraucht wird, muß von außen eingeführt werden, und Rindvieh ist zwar überall, doch nirgends in größerer Menge vorhanden und scheint nicht besonders gut zu gedeihen. Ziegen trifft man überall, am zahlreichsten bei den Wahadimu, Schafe seltener. Geflügel, Hühner, Enten und Tauben werden allorts gehalten. Die Eselzucht hat eine recht hohe Stufe erreicht; man sieht zahlreiche in Sansibar geborene reine Maskat-Esel von schöner weißer Farbe und auch sehr verwendbare Halbblutesel. Pferde werden fast niemals auf der Insel geboren und nur in der Stadt als Luxustiere gehalten. Indische Zugrinder und Büffel wurden in neuerer Zeit importiert.

Dem Fischfang widmen sich alle Bewohner der Küstendörfer, hauptsächlich in Canoes mit Ausliegern; mit besonderem Eifer und Erfolg die Wahadimu der Ostküste. Diese ist viel fischreicher als die Westküste, und Fische und andere Seetiere werden quer durch die Insel nach der Stadt zum Verkauf gebracht. An Ziermuscheln besteht ein nicht unbedeutender Export; Schildpatt wird an den Küsten der Insel gewonnen, dagegen fast keine Perlmutter.

V.

Die Stadt Sansibar, von den Eingeborenen Mji ya Unguja genannt, nimmt eine dreieckige Landzunge an der Westküste der Insel ein, die durch einen schmalen, sandigen Landstreifen mit dem Haupteiland verbunden ist. Sie umschließt mit diesem eine seichte Lagune, das sogenannte Pwani ndogo (kleiner Strand), die zur Ebbe trocken fällt. Jenseits der Lagune dehnt sich das Negerviertel Ngambo aus. Hinter diesem, von der Dobi-Wiese im Norden bis zur Mission Kiungani im Süden verlaufend, zieht sich eine zweite durch sumpfige Stellen bezeichnete Senkung, die den Verlauf einer früheren Lagune erkennen läßt.

Die Stadt hat kein so hohes Alter, wie ihr vielfach beigemessen wurde. Nach der Tradition waren es Neger vom Stamme der Walekwa, die bei Ras Shangani, etwa in der Gegend des jetzigen englischen Konsulates, ein Dorf anlegten. Die Städte auf Sansibar, die die Portugiesen dort antrafen, lagen sehr wahrscheinlich nicht an der Stelle der heutigen Stadt, sondern bei Kizimkazi und Mkokotoni. Ersterer Ort bildete auch Jahrzehnte hindurch die Residenz der Schechs von Sansibar, deren Nachkommen mit dem Titel Munyimkuu in Dunga als Wahadimu-Häuptlinge saßen.

Mit dem Beginn der Herrschaft der Maskater Imams über die Insel wurde das heutige Sansibar der Hauptort. Ihr Statthalter Abdallah bin Jumah, ein Swahili aus Chole (Mafia), erweiterte das schon früher vorhandene kleine Fort zu der Feste, die heute noch als Guereza ein Wahrzeichen der Stadt bildet. Durch die Einfälle der Sakalaven in Chole (Mafia), der Galla in Malindi und im Lamu-Gebiet wurden viele Swahili veranlaßt, nach Sansibar auszuwandern, und die Stadt wuchs dadurch an. Dennoch bildete sie, als Seyid Saïd bin Sultan 1822 eintraf, nur ein Gewirr von Lehmhütten, aus welchem das Fort und Zollhaus als einzige Steingebäude hervorragten. An Steinmoscheen war nur die kleine Jamii in Shangani, deren Ruine heute noch erhalten ist, und die Maskiti ya Jumah, die ursprüngliche, später erweiterte Sultansmoschee unweit des Forts, vorhanden.

Als Stapelplatz der Gewürznelkenausfuhr und des Handels mit der Küste und dem Innern Afrikas entwickelte sich Sansibar unter Seyid Saïd rasch. Die Zahl der Steinhäuser wuchs, ein Brücke über die Lagune wurde angelegt, die etwas nördlich von der jetzigen, unter Seyid Majid erbauten Steinbrücke stand. Die drei Viertel Shangani, Mwavi und Malindi erweiterten sich und teilten sich in zahlreiche Unterviertel. Regellos und rein nach dem Bedürfnis erbaut, verdrängten die flachdachigen Bruchsteingebäude allmählich die Lehmhütten. Das Haus bekam die Front, die dem Bauherrn pafste, wurde durch Anbauten und Aufbaue erweitert oder fiel in Trümmer, von dichten Lianen umrankt, wie es eben das Bedürfnis oder die Verhältnisse mit sich brachten. Dadurch entstand ein gänzlich regelloses Gewirr von hundertfach geknickten, in der Breite fortwährend wechselnden Gassen und Gässchen, die Sansibar ein echt orientalisches Gepräge geben.

Lehmhütten sind überall zwischen den Steinhäusern verstreut, meist in abgelegenen, durch Sackgassen erreichbaren Höfen, die nur selten der Fuß eines Europäers betritt. In geschlossenen Gruppen stehen sie auf der Halbinsel in den Vierteln Mji mpya, Kidutani, Mkunazini und beim Aufsenkap von Malindi, Funguni. Das Ngambo, in dem die Negerhütten vorherrschen, ist erst ziemlich jungen Datums. Ursprünglich siedelten sich jenseits der Brücke, über welche die Straße nach des Sultans Lustschloß Mtoni führte, Madagaskar-Leute (Wabuki) an, an die noch die jetzige Bezeichnung des Viertels Kwa Wabuki erinnert. Das Ngambo wird auch in älteren Schriften als ‚Madagascar-town‘ bezeichnet. Erst in den siebziger und achtziger Jahren, als die zunehmenden Steinhäuser die Negerbevölkerung allmählich aus der Stadt zu verdrängen begannen, und die Zahl der Negerbevölkerung hauptsächlich durch Zufuhr von der Küste wuchs, siedelten sich viele Leute in den Schambagebieten jenseits der Lagune, im „Ngambo“ (Ufer) an, einem Vorort; der allmählich zu einem ausgedehnten geschlossenen Hüttenkomplex wurde. Die Reinlichkeit der Straßen, die reizenden Gruppen von Palmen und Mangobäumen, die zwischen den Hütten verstreut sind, und die Munterkeit der aus allen Stämmen Centralafrikas zusammengewürfelten Bevölkerung machen das Ngambo zu dem anziehendsten Teil der Stadt. Bezeichnend für den Vorort sind mehrere große Lehmgruben und Steinbrüche, die teils die bunt durcheinander gewürfelten Hütten unterbrechen, teils schon von solchen angefüllt sind. Steinhäuser giebt es im Ngambo nur wenig; sie ziehen sich hauptsächlich längs der nach Chweni führenden Straße hin.

Über die Einwohnerzahl von Sansibar sind vielerlei zwischen

20 000 und 100 000 schwankende Angaben gemacht worden. Da irgendwelche amtliche Erhebungen auch jetzt noch vollständig fehlen, so ist man immer noch auf Schätzung angewiesen, die bei der regellosen Anlage der Stadt sehr erschwert wird. In gewissem Sinne kann ein großer Teil der Bevölkerung der Stadt als fluktuierende bezeichnet werden. Zur Zeit des Nordostmonsuns weilen hunderte von Leuten aus Benadir und Südarabien in der Stadt. Auch die Eingeborenen sind in ständiger Bewegung. Fast alle Araber besitzen Landgüter, in welchen sie sich zeitweise aufhalten, nur einen kleinen Teil ihrer Hausklaven in der Stadt zurücklassend. An Landbewohnern der Insel sowie an Küstenleuten und Komorenern, die einen zeitweiligen, bis auf Jahre ausgedehnten Aufenthalt in der Stadt nehmen, ist ein fortwährender Zu- und Abfluß. Als ständige Bevölkerung der Stadt dürfte die Zahl von 60 000 eher zu hoch als zu niedrig gegriffen sein. Die Hauptstämme verteilen sich etwa folgendermaßen: 200 Europäer, 7000 Inder, 500 Goanesen, 2000 Maskat-Araber, 2000 Sheher- und Hadramaut-Araber, 5000 Komorenser und die übrigen Neger. Die fluktuierende Bevölkerung dürfte zwischen 10 000 und 30 000 Seelen schwanken.

Von der Stadt nördlich führt eine Fahrstraße nach dem Sultans-Lustschlosse Chweni. Sie führt erst an Marhubi vorbei, einem mit langer Bruchsteinmauer umgebenen Garten des Sultans, in dem ein noch erhaltenes Gebäude steht. Völlige Ruinen sind Mtoni und Bet el Ras, zerbröckelnde, von üppigem Grün umrankte Gebäude, von welchen niemand glauben würde, daß sie erst vor ca. 50 Jahren erbaut wurden. Der Weg führt durch entzückende tropische Landschaft, meist in Sicht der See, vorbei an Kibweni, wo vor Jahren von der deutschen Plantagengesellschaft Tabakpflanzversuche gemacht wurden, und an Bububu, wo eine originelle Moschee mit pyramidenförmigem Steindach, eine alte Zuckermühle und eine außer Betrieb befindliche Coirfabrik stehen. Bei Chweni, dem massiven, weißen, plumpen Schloß des Sultans, hört die Fahrstraße auf, und der Weg zieht sich als breiter ausgetretener Fußpfad durch welliges Land nach Norden. Hier treten die Nelkenpflanzungen bis nahe an die Küste, und man schreitet durch endlose Alleen der spitzen, glanzblättrigen Sträucher, die einen lebhaften Nelkenduft ausstrahlen. Nirgends in diesem Schambengebieten giebt es zusammenhängende Dörfer; an die ansehnlichen Wohnhäuser der Grundbesitzer, meist Araber, schließen sich einige Sklavenhütten an, andere sind zwischen den Pflanzungen verstreut. Gewisse Mittelpunkte schaffen die Kramläden, die von Indern und Arabern stellenweise gehalten werden.

Nicht viel anders ist auch die Niederlassung Mangapwani an steiler Korallenküste, bei der die obenerwähnten interessanten Höhlen (S. 14) liegen. Die Eingeborenen, die unter den schattigen Mango- und in den Kokoshainen dieses gesegneten Striches hausen, sind ein Gemisch von Wahadimu, Wassegeju von der Küste und allerlei anderen Küstenleuten. Ganz ähnlich ist der etwas nördlicher gelegene Distrikt Bumbwini, der eine fruchtbare Landzunge zum Kap Uso a membe (Reiherschnabel) entsendet, und an den sich die tiefeinschneidende Lagune von Mwanda anschließt. An der Küste von Bumbwini liegt ein kleiner, schlecht bedienter Leuchtturm. In die Mwanda-Lagune münden die Flüsse Zingwe-Zingwe und Mwanakombo. Das Dorf Mwanda liegt auf einer Insel in der Lagune, besitzt jedoch, ähnlich wie die Hauptstadt, auch ein Ngambo, d. i. einen Hüttenkomplex, der am hohen Ufer der Hauptinsel gelegen ist. Zusammen dürften etwa 80 Lehmhütten vorhanden sein, zwischen welchen ein paar altersbraune Steinmoscheen versteckt sind. Mwanda ist eines der wenigen geschlossenen Dörfer der Insel. Die Bewohner sind ein Gemisch von Wahadimu, Watum-b.tu und allerlei Swahilivolk. Durch die ähnliche topographische Lage giebt Mwanda ein Bild davon, wie etwa Sansibar in seinen Anfängen ausgesehen haben mag.

Jenseits von Mwanda betritt man den ausgedehnten Schambendistrikt von Mkokotoni. Von der Küste bis zum Abfall des Plateaus dehnt sich ein ungeheurer Kokospalmenwald, der vom Kipange-Bach durchflossen ist, und den stellenweise offene, leicht versumpfte Wiesen unterbrechen. Es ist dies die frühere Pflanzung des Engländers Frazer. Noch erkennt man regelmässig angelegte Alleen, an welchen Frazer eine herrliche Pandanus-Art angepflanzt hat, und die geräumigen Hallen der alten Zuckerfabrik, wo mächtige Dampfmaschinen rostbedeckt im Staube versinken. Das Wohnhaus der Plantage steht auf der Höhe des Plateaus und bietet eine herrliche Aussicht auf die üppige Bai von Mkokotoni und die Tumbatuinsel; auch bei diesem schreitet der Verfall rasch vorwärts. In die Bai münden zahlreiche Bäche, die weiter landeinwärts auf dem Plateau die reichen Nelkengebiete von Donge, Mkwajuni u. a. bewässern. In diesen vereinigen sich einzelne Inderläden zu kleinen Niederlassungen, bei welchen auch der Markt stattfindet. Die Behörde, ein arabischer Vali, hat jedoch am Strande in einem Steinhouse ihre Residenz, vor dem stets zahlreiche Dhaus vor Anker liegen. Ein Zollamt giebt es in Mkokotoni nicht.

Nördlich von Mkokotoni verschmälert sich die Insel zu der Nord-

halbinsel, die auf der Ostseite eine steile Küste besitzt und im Innern von Hügelketten durchzogen wird. Die Ostseite hat sehr fruchtbaren Boden, doch sind darauf keine Nelkenpflanzungen angelegt. Man trifft kleine Dörfer von Wahadimu und Sultans-Sklaven an. Bei Magogoni steht auf der Höhe des Strandplateaus eine ausgedehnte Ruine, von dichter Vegetation überwuchert. Sie hat starke Steinmauern und planmässig angelegte Schufsscharten, an gotische Formen erinnernde Bögen, und gleicht sehr den shirazischen Bauten von Mafia und Koma. Wahrscheinlich stammt diese Feste oder dieses befestigte Haus auch aus der shirazischen Periode. Die See am Fuß des Abfalles bietet einen guten Ankerplatz, so daß auch grössere Fahrzeuge vor diesem Fort anlegen konnten. Es ist die ausgedehnteste ältere Ruine Sansibars, sie ist nur mit Kalkmörtel ohne Lehmbeimischung gebaut und wird von den Eingeborenen den mythischen Wadébuli zugeschrieben.

Das äußerste Nordende der Insel ist steinig, aber sehr dicht begrast und mit Busch bedeckt und endet in dem Ras Nungwe. Unweit von diesem findet sich eine sandige Stelle mit Kokospalmen, zwischen welchen die Hütten des Wahadimudörfchens Nungwe eingelagert sind. Am Kap erhebt sich ein etwas wackeliger Leuchtturm mit einer Petroleumlampe, die von einem Shihiri-Araber „gelegentlich“ (occasionally), wie die Seekarte sagt, angezündet wird. Das Wächterhaus liegt längst in Trümmern, und der Wächter haust gemütlich im Dorfe. Unweit des Turmes liegen zwei tiefe Tümpel mit steinigem Felsufer, in die zur Flutzeit das Meerwasser durch unterirdische Gänge eindringt, und die mit ihrem klaren buschbeschatteten Wasserspiegel einen reizvollen Anblick bieten. Von der Höhe des Turmes hat man eine ungeheure Fernsicht nach der Festlandsküste zu und nimmt sogar die Usambara-Berge bis Mschihui und Wuga hin wahr. Es ist vielleicht möglich, daß bei günstiger Witterung auch der Kilimandjaro zu sehen ist.

Die Ostküste bei Nungwe fällt steil in tief unterwaschenen Korallenwänden ab, deren Höhen von Kasuarinen gekrönt sind. Dahinter liegen oft gerade im steinigsten Gebiet die Sorghum-Felder der Wahadimu. Diese besitzen ein paar kleine ärmliche Dörfchen bei Muyuni und Matemwe, deren Stellen durch Kokospalmen bezeichnet sind. Von Muyuni führt ein Pfad landeinwärts, der ein schönes, nicht sehr steiniges Grasplateau überschreitet, am Kijini-Hügel vorbeiführt, wo Mangos und Kokospalmen auf frühere Niederlassungen schliessen lassen, und dann beim Wahadimu-Dörfchen Dombo in das Kulturgebiet einmündet, das hier besonders wasserreich und fruchtbar ist. Auf sumpfigen Feldern dehnen sich große Reisfelder aus.

Die Ostküste südlich von Matemwe behält ihren unwirtlichen Charakter bei und ist von Korallenplatten und von weißem Sandstrand gesäumt, wo Wahadimufischer die Algen auflesen, die dann in den Fischreusen als Lockspeise dienen. Bei Pwani Mchangani liegt ein ärmliches Fischerdorf mit Sorghumstrohütten und Grasdach, da der Lehm zum Verputz und die Blätter der Kokospalme zum Dachdecken fehlen. Kokospalmen werden erst seit wenigen Jahren von den Wahadimu angepflanzt. Ein alter gemauerter Brunnen mit kreisrundem Grundriss wird den Wadébuli zugeschrieben. Von Pwani Mchangani führt ein Pfad erst durch wildes, gestrüppbedecktes Korallenland, vorbei an einer windgeschützten Mulde, in der oasenartig ein paar Mangos gedeihen, und nach dem Kulturgebiet von Tetwa und Moga mit wasserreichen Sumpfmulden und Reisfeldern, die gleich jenseits der Wasserscheide beginnen. Der Weg setzt sich dann nach Mkwajuni im Mkokotoni-Distrikt fort.

Der Charakter der Ostküste ändert sich südlich von Pwani Mchangani nicht. Hohe Dünenwälle, von der mächtigen Brandung des Ozeans aufgeworfen, wechseln mit porösen, scharfen Korallenfelsen, in welchen die Ebbe tiefe Tümpel stehen läßt. Mit den traurig eiförmigen, entfernt an Fichten erinnernden Kasuarinen wechseln abenteuerliche Pandanusarten (Mkadi), deren Blüten den Frauen eine wohlriechende Zier bieten. Kokospalmen sind sehr spärlich. Bei Pongwe schneidet eine kleine felsige Bai in die fast ungegliederte Küste ein, wo die elenden Hütten eines ärmlichen Fischerdorfes stehen.

Von Pongwe führt ein Weg landeinwärts, erst durch rauhes Buschland, dann, nach Überwindung zweier Steilabfälle, auf das Plateau, wo ältere Kalke anstehen und sofort das Kulturgebiet beginnt, durch das man nach dem reichen Plantagengebiet Uzini gelangt.

Südlich von Pongwe sind noch einige kleine Niederlassungen verstreut, bevor man bei Chwaka an die Bai und den gleichnamigen größeren Ort gelangt, bei dem die Fahrstrasse, die von der Stadt quer durch die Insel führt, ihren Endpunkt erreicht. Hier wurden vom Sansibar-Gouvernement einige Bungalows errichtet, die als Erholungsstationen treffliche Dienste leisten. Sonst besteht Chwaka aus einigen Dutzend zwischen Kokospalmen liegenden Hütten, erbaut aus Lehmfachwerk, in das Steine eingelassen sind. Die spärlichen Reste einer kleinen Moschee werden von den Eingeborenen den Wadébuli zugeschrieben.

Bei Chwaka mündet ein breiter Krick, der tief in das Innere der Insel bis Mapopwe seine mangrovenreichen Kanäle entsendet. In diesem wird Bauholz gewonnen, das als Boriti ya Cherawe nach der

Stadt kommt, jedoch weit schlechteres Material als Simba Uranga liefert. Jenseits von diesem Krick liegen die Korallendistrikte Cherawe und ragt die Halbinsel Michamvi in die See. Etwas landeinwärts, rings umgeben von rauhem Korallenland, in dessen Dolinen die Wahadimu Bananen pflanzen, liegt zwischen Palmen das Dorf Mkongoroni, mit einer scheuen Bevölkerung von Wahadimu und Sklaven, die in Zweighütten ohne Lehmverputz hausen. Inmitten reicher Vegetation liegt der viereckige massive Steinbrunnen des Dorfes, der leicht brackiges Wasser giebt. Zwischen Mkongoroni und Cherawe trifft man am Meeresstrand auf die Höhlenmündung des Flusses Matimba Ali, die als Geistersitz phantastisch mit Flaggen und Tüchern geziert ist. Der Sage nach wollte eine Braut Matimba Ali am Hochzeitstag aus dem Brunnen Wasser schöpfen, obwohl ihr dies abgeraten worden. Sie fiel hinein und wurde mit ihrem Bräutigam, der ihr nachsprang, in den Höhlengang des Flusses gerissen, wo beide ertranken. Ihre Leichen wurden im Hochzeitsschmuck bei der Höhlenöffnung am Strande angeschwemmt.

Von Mkongoroni führt ein Pfad durch steiniges Buschland und Sorghumfelder, an kleinen Niederlassungen vorbei nach Bwejuu, dem größten geschlossenen Dorfe der Insel, das im sandigen Strandgebiet zwischen Palmen liegt. Bwejuu hat ca. 200 Hütten, eine Steinmoschee und einen massiven runden Brunnen. Die Hütten haben meist Palmblattwände. Ein Inder hält in Bwejuu einen Laden. Die Bewohner sind Wahadimu, erfreuen sich jedoch anscheinend großen Wohlstandes, wenn man nach den tadellos reinen Hemden und Lendenschurzen der Männer und dem reichen Silberschmuck der Weiber schliessen darf. Die Bwejuu-Leute sind ein freundliches heiteres Volk, das in seinem weltentlegenen Stranddorf offenbar sehr vergnügt lebt. Außerhalb des Ortes liegen in langen Reihen Gräber mit Mauerfassung und zerschlagenen Töpfen darauf. Der nächste Weg nach der Stadt führt von Bwejuu durch Korallenland nach Mapopwe und Chedyu, wo das Kulturgebiet erreicht wird. Ein anderer Pfad führt quer durch die Insel nach Pete. Er durchschneidet erst steiniges Buschland mit einzelnen palmenreichen Oasen. Dann erreicht man die fruchtbare Mulde, die sich als Fortsetzung des Chwaka-Krick quer durch die Insel zieht, und wo auf feuchtem Humusboden eine wahrhaft prachtvolle Vegetation gedeiht. An der Westküste langt man bei Pete an.

Südlich von Bwejuu, in geringer Entfernung, liegt das kleine Dorf Padye, das einen sehr ähnlichen Charakter wie Bwejuu hat. Der Stolz der Padye-Leute ist ihr gemauerter Brunnen mit Steinein-

fassung, in die eine arabische Inschrift eingekratzt ist. Ein prächtiger Hintergrund von Palmen und Laubbäumen umschließt den Brunnen. Hier pflegen die Männer abends ihre Pfeife zu rauchen und die maleischen Gruppen der Weiber zu beobachten, die mit lebhaftem Geschwätz in dem eigentümlich singenden Wahadimu-Dialekte mit Mbuyu-Gefäßen Wasser schöpfen. In Padye werden sehr hübsche Matten gefertigt. Zur Zeit des Nordostmonsuns kommen Somali-Dhaus von der Stadt, um diese Matten sowie Pfeffer und Tabak zu kaufen. Von Padye führt ebenfalls ein Pfad quer durch die Insel nach Miungoni, erst durch unbaufähiges Land, dann durch richtigen Korallenkarst, der von Dolinen durchsetzt ist, zuletzt durch Kulturgebiet.

Südlich von Padye liegen die palmenreichen Dörfer von Jambiani am Strande, in deren Nähe O. Neumann den nach ihm benannten Baumschliefer Perere (*Dendrohyrax Neumanni*) fand. Auch Servals (Chui) kommen in dieser Gegend nicht selten vor. An die Kokospflanzungen von Jambiani schließt sich ein großer Palmenwald, und von diesem erreicht man nach Durchschreitung eines kurzen steinigen Streifens das reiche Kulturgebiet von Makunduchi, das gleich einer prächtigen Oase mitten im ödesten Korallenland verborgen liegt. Hier trifft man Mangobäume, die es sonst im Süden der Insel gar nicht giebt, und auf fettem Alluvialland Maniok-, Sorghum-, Tabak- und Pfefferpflanzungen. Die Hütten liegen in großer Zahl regellos in den Pflanzungen verstreut, den Mittelpunkt bildet eine alte Steinmoschee, die im dichten Schatten reicher Vegetation gelegen ist. Sie ist nur eine Stunde vom Strande entfernt, bis zu dem die Pflanzungen reichen. Vier Inder halten in Makunduchi Läden und scheinen mit Einkauf von rotem Pfeffer und Verkauf zahlreicher Bedarfsartikel, die sie mit Segelbooten von der Stadt erhalten, gute Geschäfte zu machen. Die Bewohner sind auffallend gut aussehende, meist tadellos gekleidete Wahadimu, besitzen mehrere Koranschulen und führen in ihrer Oase ein recht zufriedenes Dasein, in dem Palmwein und Tänze eine große Rolle spielen. Hier trifft man noch stellenweise das rötliche Hemd, das als Nationaltracht der Wahadimu gilt. Die Leute leben von dem Ertragnis ihrer Felder, betreiben Fischfang, halten viele Ziegen, bringen Kopra, Kokosfasern und Obst zur Stadt und verkaufen roten Pfeffer und Tabak meist an Ort und Stelle an die Inder.

Einen ähnlichen Charakter wie Makunduchi trägt die im äußersten Süden der Insel gelegene Niederlassung Mtende, doch ist deren Kulturgebiet weit kleiner. In Mtende gedeihen ebenfalls viele Kokospalmen, deren Erträge mit Dhaus nach der Stadt gebracht werden; auch einen Inderladen giebt es dort. Einen ganz eigentümlichen

Eindruck macht es, wenn man, die Oase Makunduchi mit ihrem reichen roten Boden verlassend, ganz unvermittelt in das Korallengebiet tritt, das sich westlich davon ausdehnt. Es ist furchtbar verkarstet und mit Geröll und spitzen Steinen bedeckt, so daß man kaum vom Fleck kommt und es unbegreiflich erscheint, wie die Eingeborenen barfuß diesen „Pfad der Tugend“ wandeln können. Immerhin giebt es Buschvegetation und sogar Sorghum-Felder, die anscheinend aus den nackten Steinplatten hervorwachsen. In einer größeren Doline, dem, was man im Karst ein „Polje“ nennen würde, ist wieder eine fruchtbare Oase Kufile von geringer Ausdehnung gelegen, wo es zwischen Palmen und Mangos einen sehr tiefen Brunnen giebt.

Dann führt der Pfad weiter durch Korallenland, in dem man nur schrittweise vorwärts kommt, und erreicht beim Dorfe Kizimkazi die Westküste. Das heutige Dorf dieses Namens besteht aus ärmlichen Fischerhütten, die zwischen Mangos, Kokos, Arekapalmen und Yakbäumen (Fenesi) zerstreut liegen und oft die faserigen Schalen der Kokosnuß als Bausteine in den Lehmverputz eingemauert haben. Die Eingeborenen sind ein ziemlich trauriges Gemisch von Wahadimu und Küstenvolk, sie sind Fischer und bildeten mit ihren Canoes lange Zeit hindurch die Hauptvermittler des Sklavenhandels. Früher war Kizimkazi ein großer Ort, wie die ansehnlichen Ruinen beweisen, die am Strande vor einer anmutigen Bai mit felsigen, palmgekrönten Ufern liegen. Eine alte, massiv gebaute Moschee, neben der ein riesiger Affenbrotbaum gedeiht, wird noch zeitweise benutzt und ist am besten erhalten, doch bietet sie wenig originelles. Alles andere Gemäuer ist gänzlich verfallen und von Vegetation überwuchert. Ein vorzüglicher Süßwasserbrunnen bei der Moschee ist jetzt noch in Gebrauch. Natürlich schreiben die Eingeborenen alles dies den Wadébuli zu. Wahrscheinlich war Kizimkazi eine shirazisch-arabische Niederlassung und diente den Vorfahren des Schechs der Wahadimu, den Munyimkuu, zur Residenz.

Nördlich von Kizimkazi ist die Küste von einem Hügelzug begleitet, auf dem die Distrikte Muyuni und Mbaa mwezi liegen, die roten, fetten Boden haben und auch den Charakter des Kulturgebietes tragen. Reisfelder wechseln hier mit einzelnen Gewürznelkenpflanzungen, das Land ist reich an Kokos, Mangos und Areka. Einen Übelstand bilden die zahlreichen Wildschweine, die aus der benachbarten Wildnis einzubrechen pflegen, und gegen die sich die Eingeborenen durch Feldmauern schützen. Bei Miungoni gelangt man zu einem der mangrovereichen Kricks, die das Westende der Chwaka-Uzi-Senkung bilden. Hier liegt ein Weiler von Swahili, dessen

Mittelpunkt ein von Banyans gehaltener Laden ist. Hier beginnen die ersten arabischen Landgüter im Innern der Insel.

Jenseits des Miungoni-Krick liegt das schon vorher erwähnte Pete, wo ein Wahadimu-Dorf nahe am Strande erbaut ist und verschiedene arabische Pflanzungen in einem selten fruchtbaren Gebiet verstreut sind. Dasselbst wird auch in den sumpfigen Niederungen ziemlich viel Zuckerrohr gebaut, und hier befindet sich eine kleine Zuckerquetsche, doch leidet die Kultur sehr unter Arbeitsmangel, und auch prächtige Kokospflanzungen versinken förmlich im emporwuchernden Busch. In Pete gibt es zwei Inderläden; die Bevölkerung besteht der Hauptsache nach aus Sklaven.

Von Pete führt ein Pfad durch wenig steiniges Busch- und Grasland nach dem Distrikt Chedyu, wo es arabische Pflanzungen mit Mango-Alleen, Kokospalmen und etwas Nelken giebt. Von Chedyu führt der vorhin erwähnte Weg über Mapopwe und den Ausläufer des zur Regenzeit versumpften Chwaka-Krick nach der Lokalität Jangwani und nach Bwejuu an der Ostküste. Das Schambengebiet von Chedyu reicht nördlich fast ununterbrochen bis nach Kibebe, wo die Wege zur Stadt und nach Dunga sich teilen.

Jenseits des Pete-Krick dehnt sich der fruchtbare, palmenreiche Distrikt Unguja ukuu aus. Die Bewohner, kleine Araber, Swahili und Wahadimu, leben in freundlichen, kleinen Weilern, die in dem prachtvollen Palmenwald verstreut sind. Den Mittelpunkt bilden einige Inderläden. In neuerer Zeit wurde ein kleines Steinhaus als Polizeistation am Strand errichtet. Der Name, welcher Alt-Unguja¹ bedeutet, liefse auf das Vorhandensein von Ruinen u. dergl. schliessen. Doch findet sich nichts derartiges; ein massiver Steinbrunnen mit Pfeilern ist ziemlich jungen Datums. Nelken gedeihen in dieser Gegend nicht. Unguja ukuu ist durch einen schmalen unbebauten Savannenstreifen von der Landschaft Bungu getrennt, die sehr schöne Kokospflanzungen und Mangoalleen hat und größtenteils Arabern gehört. Sie liegt an der Kombeni-Kiwani-Bai, jener seichten Einbuchtung, die in die Südwestseite der Insel einschneidet. An deren Nordende dehnt sich die Landschaft Kiwani mit vielen Palmen und Feldern von Swahili-Leuten aus; sie liegt am Südende der Mwera-Senkung, doch ist von der Mündung des Mwera, der, wie schon erwähnt, weiter nördlich bei Kibondei Mzungu verschwindet, keine Spur zu sehen. Westlich von Kiwani liegen grasige, teilweise steinige Ebenen, von

¹ ukuu alt. Die Schreibart mkuu (grofs) ist unrichtig.

kleinen Kulturoasen unterbrochen, durch die man nach der Südwest-Halbinsel gelangt.

Auf dieser Südwest-Halbinsel liegen die Distrikte Kombeni, Bweleo und Fumba, erstere ein reiches, meist in arabischem Besitz befindliches Plantagengebiet, in dem sogar stellenweise Nelken gedeihen, die sonst in diesem Teile der Insel fast gar nicht zu finden sind. Bweleo und Fumba sind ziemlich steinige, doch palmenreiche Wahadimu-Gebiete, die den Süden der Halbinsel einnehmen. Bezeichnend für diese ist der Hatajwa-Hügel, ein jungtertiärer Kalkblock, an dem sich kulissenförmig reiche Vegetation hinanrankt. Durch diese klettert man zum Eingang der Hatajwa-Höhle, von welcher schon die Rede war (S. 14). Unweit des Hügels finden sich die oben beschriebenen Machomvi-Felstrichter; ähnliche sollen bei Fumba vorhanden sein. Das Land nördlich der Südwest-Halbinsel ist fruchtbar und reich bebaut. Zwar eignet es sich nicht besonders gut für Nelken, und solche kommen auch nur vereinzelt vor, doch trifft man auf schöne Kokoshaine und ausgedehnte Maniokpflanzungen, sowie auf auffallend viele Arekapalmen. Die Bewohner sind vielfach Küstenleute und leben in zerstreuten Weilern, deren Mittelpunkt Inderladen und Marktplatz bilden. Die Weiber verfertigen hübsche Töpfe, die sie nach der Stadt zum Verkauf bringen. In der reichen Vegetation sind einzelne Steinruinen jungen Alters halb verborgen, während die jetzigen Bewohner fast nur in Lehmhütten hausen.

Bei Chukwani erhebt sich ein ausgedehnter, ziemlich verwahrloster Palast des Sultans; etwas südlich davon entspringen reiche Quellen, die im Volksmunde als Mündung des Mwera-Flusses gelten, ohne daß sich ein Beweis dafür anführen ließe. Bei Chukwani beginnt eine gute Fahrstraße, die auf der Höhe der Uferrampe, meist mit prächtigem Blick auf die See, nach der Stadt führt. Sie kommt an der ausgedehnten englischen Missionsniederlassung Mbweni vorbei, durchzieht reizende Landgüter, in denen sich massive steinerne Wohnhäuser erheben, und mündet bei der Mnazimoja in das Stadtgebiet ein.

Damit ist der Rundgang um die Insel vollendet, und es erübrigt, einige Gebiete des Innern zu besprechen, die dabei keine Erwähnung fanden. Es geschieht dies am besten im Anschluß an die Beschreibung der Fahrstraße, die, die Insel durchquerend, von Sansibar nach Chwaka führt. Diese Straße wurde durch den Engländer Last im Auftrage des Sansibar-Governments erbaut; sie wird vorzüglich gehalten und macht ihren Erbauern alle Ehre. Nach Verlassen des

Stadtgebietes führt sie durch fruchtbares Land, in dem Kokos- und Mangobäume, sowie Kulturen von Nahrungspflanzen vorherrschen, da die Nähe der Stadt diese lohnender als Nelkenpflanzungen erscheinen läßt.

In ziemlich scharfer Steigung führt die Strafe auf die Rampe von Welezo, die den Abfall des westlichen Höhenzuges der Insel bezeichnet. Dieser verflacht sich weiter gegen Süden in den Plantagegebieten von Fuoni, die sehr fruchtbaren, aber etwas sandigen, zu Nelkenpflanzungen nicht geeigneten Boden besitzen. Nördlich von Welezo erhebt sich auf demselben Höhenzuge der Masingini-Hügel mit steilem Abfalle gegen Westen und sanfter, von Nelkenpflanzungen bedeckter Abdachung gegen Osten. Seinen höchsten Punkt krönt ein halbverfallenes Steinhaus, die Ruine eines Lustschlosses früherer Sultane. Wälder von Gewürznelken bedecken den Höhenzug weiter nördlich, wo er, stets der Küste gleichlaufend, die Distrikte Kijichi, Kikaangoni und Mbaleni trägt und sich allmählich gegen den Zingwe-Zingwe-Fluß und gegen die Landschaften nach Mkokotoni hin abflacht.

Die Strafe führt von Welezo allmählich bergab, meist durch Nelkenpflanzungen und zu dem von prachtvollen grofsblättrigen Colocasien eingesäumten Mweraflufs, über den sich eine massive Steinbrücke spannt. Hier hat das Gouvernement von Sansibar in reizender Lage ein Unterkunftshaus errichtet. Die Gebiete am Mweraflusse bezeichnen wohl die höchste Fruchtbarkeit der Insel. Am Wasser selbst wird viel Zuckerrohr gepflanzt, und ein Araber hat weiter südlich bei Mwera kwa Manha sogar eine kleine Dampfmaschine errichtet. An den Hängen ziehen sich die endlosen Reihen der Gewürznelkensträucher oder die Haine von Kokos- und Arekapalmen hin.

Einen sehr ähnlichen Charakter bewahrt das leichtgewellte Land, durch das die Strafe landeinwärts zieht. Stets herrschen Nelkenpflanzungen vor, und auch im Norden im Distrikt Ndagaa und im Süden im Distrikt Pongwe und andern erstreckt sich der Anbau des süßduftenden Gewürzstrauches über meilenweite Gebiete.

Plötzlich ändert sich der Landschaftscharakter; die Strafe durchzieht ein steiniges unfruchtbares Feld, das sich gegen Nord und Süd weit ausdehnt; im Osten aber erhebt sich der fernste Höhenzug, den das weisse Steingebäude von Dunga krönt. Dieser Höhenzug hat wieder sehr fruchtbaren Boden. Nach Durchschreiten des Steinfeldes gelangt man wieder in Kokos- und Nelkenpflanzungen, die den Dunga-Palast, diese historische Residenz des Munyimkuu, des alten Wahadimu-Fürsten, in reicher Fülle umgeben. Nach dem Tode des letzten

Muniymkuu fiel das Haus an den Sultan, und heute hat das Gouvernement hier einen komfortabel ausgestatteten Landsitz für Europäer geschaffen, von dessen Fenstern man einen weiten Umblick hat.

Die Bodenwelle von Dunga, die gewissermaßen das Rückgrat der Insel bildet, trennt das fruchtbare vom unfruchtbaren Gebiet. Da sich auch östlich von ihr ein schmaler, unfruchtbarer Streifen hinzieht, so erhält sie den Charakter einer Oase. Der Höhenzug selbst ist von höchster Fruchtbarkeit. Er trägt im Süden die Landschaft Tunguu mit Nelken- und Kokospflanzungen, in deren Mitte ein Dorf mit gemischter Wahadimu- und Stadtbevölkerung liegt. Die Weiber beschäftigen sich vorwiegend mit Töpferei. Westlich von Tunguu sollen einige grössere Felstrichter im Busch verborgen liegen.

Nördlich von Dunga liegt der Distrikt Uzini mit mehreren Inderläden; dabei liegt ein gemauerter Brunnen, um den die Weiber sich den ganzen Tag über schäkernd sammeln. In Uzini ist der Hauptsitz einer interessanten Kunstindustrie, der Thürschnitzerei. Die in zierlichen Arabesken ausgeführten Thürrahmen der Araberhäuser in Sansibar stammen vielfach aus Uzini. Die Kunst mag ursprünglich aus Indien eingeführt sein, wie die Grundmotive der Schnitzereien anzudeuten scheinen. Doch erlitt sie in Sansibar jedenfalls manche Abänderung durch Aufnahme arabischer Schriftzüge und nationaler Ornamente, jenen sehr ähnlich, die man auf den zierlich ausgenähten, von Männern gefertigten weissen Mützen der Swahili-Leute findet. In neuerer Zeit macht sich ein Verfall dieser Schnitzerei bemerkbar, da billige, grobe Arbeit weit mehr als feine gesucht wird, und alte Thüren sind meist viel schöner ausgeführt als moderne. Auch werden neuerdings schablonenhaft, aber ganz gefällig gearbeitete Thüren dieser Art aus Indien importiert. Als Material dient meist das Holz des Fenesi-(Yakfrucht-)Baumes. Die Schnitzer fertigen außerdem noch hübsche Holzsandalen, die von den Arabern beim Baden getragen werden.

Nördlich von Uzini dehnen sich die Nelkengebiete von Kinyasini aus, die stellenweise von sumpfigen Wiesen unterbrochen sind und sich dann an die Mkokotoni-Landschaften anschließen.

Östlich von Dunga betritt die Straße das Korallenland und führt durch dieses nach Chwaka. Hier waren beim Bau die größten technischen Schwierigkeiten zu überwinden.

VI.

Wir haben nun noch auf jene kleinen Inseln einen Blick zu werfen, die sich in nächster Nähe der Halbinsel hinziehen und besonders

längs der Westküste eine fortlaufende Kette bilden, die als aufragende Kuppen des Wallriffes zu betrachten ist. Die größte dieser Inseln ist Tumbatu. Es ist ein langgestrecktes flaches Eiland, das hauptsächlich den Charakter steinigen Korallenlandes trägt, jedoch in seinem südlichen Teile gut anbaufähig ist und den Feldern der Eingeborenen guten Boden bietet. Tumbatu ist schon seit sehr langer Zeit bewohnt. Am Südeinde liegen stark verfallene Ruinen, wahrscheinlich eine Moschee und Wohngebäude, die ihrer Bauart nach (ohne Lehmbeimischung) shirazischen Ursprunges sind. Die heutigen Bewohner leben in zwei in Kokoshainen eingelagerten Dörfern, Jongoe im Süden der Insel mit einer alten Steinmoschee, und Kichangani an einer Bucht an der Ostküste mit drei kleinen ganz modernen Steinmoscheen, sonst ärmlichen Lehm- und Palmblatthütten. Zwischen den beiden Dörfern liegen Sorghumfelder und Betelblattpflanzungen. Hier finden sich auch die beiden Brunnen der Insel, die jedoch zur trockenen Zeit versiegen und die Einwohner zwingen, ihr Wasser von der Hauptinsel Sansibar bei Mkokotoni zu holen. Der nördliche Teil der Insel ist Wildnis und der Aufenthaltsort zahlreicher Affen und Perlhühner.

Von den Eingeborenen, den originellen Watumbatu, war bereits die Rede. Durch die Insel führt ein Pfad nach der zur Ebbezeit trockenen Fusses erreichbaren Insel Mwana-Mwana, wo sich ein Leuchtturm mit Drehfeuer erhebt.

Zwischen Tumbatu und der Hauptinsel liegt die kleine fruchtbare Insel Pupo, auf der es Pflanzungen, aber keine ständige Niederlassung giebt.

Eine andere Gruppe kleiner wasserloser Inseln ist dem Hafen von Sansibar vorgelagert. Es sind durchweg niedrige Koralleneilande. Der Küste am nächsten liegt Chapwani¹, von den Europäern „Toteninsel“ genannt, weil sich dort ein alter, jetzt kaum mehr benutzter Friedhof befindet, in dem zahlreiche Europäer, meist Seeleute, ihre Ruhestätte gefunden haben. Die Insel hat teils sandigen, teils steinigen Boden und ist mit dichter Vegetation bedeckt, aus der sich hohe Baobabs erheben. Es sollen dort Zwergantilopen leben. Im steinigen Teil findet sich eine kleine Lagune.

Nahe an der Toteninsel und durch eine bei Ebbe trocken fallende Sandbank damit verbunden, liegt der kleine Fels Kemandiko, der „Blumenkorb“ der Europäer. Das Eiland hat überall steile, überhängende Felsufer, so daß es nicht leicht ist, darauf zu gelangen. Oben ist die Insel von dicht verfilzten, kaum passierbaren Vegetations-

¹ Kisiwa cha pwani, d. h. Insel bei der Küste.

massen erfüllt, in denen rote Ameisen und eine brennesselartig wirkende Pflanze den Aufenthalt wenig angenehm machen. Zahllose große Spinnen ziehen ihre Gewebe durch alle Zweige.

Einen vollständigen Gegensatz zu dieser kleinen Urwildnis bildet Changuu¹, die „Gefängnis-Insel“ der Europäer, von den Eingeborenen jetzt meist Kisiwa cha Saïd bin Abdallah genannt, nach einem Araber, der dort schon seit Jahren ansässig ist, an der Ostseite einige Kokospalmen pflanzte und die dortigen Steinbrüche bearbeitet. Die Insel ist an der Ostseite sandig, sonst steinig und mit niedrigem Busch bedeckt. Am dichtesten wird dieser am Westende, wo Euphorbien-Gestrüpp zwei kleine, von steilen Felswänden umschlossene Lagunen umrahmt, deren kleiner Wasserspiegel mit den Gezeiten steigt und fällt. An der schroffen, unzugänglichen Nordküste der Insel hat das Gouvernement von Sansibar ein ausgedehntes, mit vorzüglichen Cisternen-Anlagen versehenes Gefängnis für Eingeborene errichtet, das nächstens seiner Bestimmung übergeben werden soll. Unweit desselben erhebt sich das freundliche Wohnhaus des Direktors. An der Ostseite ist ein vortrefflich eingerichteter geräumiger Erholungs-Bungalow errichtet, der den Europäern der Sansibarkolonie in bereitwilligster Weise zur Verfügung gestellt wird. Die Insel ist allerorts von alten und neuen Steinbrüchen durchwühlt, in deren Sohle die Bewohner, meist Sklaven des obengenannten Arabers, ihre Hütten aufgeschlagen haben und ein halb unterirdisches Dasein führen. Es dürften ca. 50 Menschen auf Changuu hausen, von denen mehrere auf der Insel geboren sind. Kulturgewächse gedeihen ziemlich gut, leiden jedoch durch die zahlreichen Ziegen- und Rinderherden Schaden. Diese selbst, sowie Hühner, Enten, Gänse, Perlhühner gedeihen dagegen um so besser.

Vollständig einsam liegt Bawe, die „Telegrapheninsel“, in der See, so benannt, weil die aus verschiedenen Richtungen einlaufenden Kabel dort münden. Die Telegraphen-Kompagnie besitzt dort ein kleines unbewohntes Steinhaus, das im Notfall als Telegraphenstation dienen kann. Die Insel ist größtenteils sandig und hat einen größeren Hain von Kokospalmen, die jedoch kaum Frucht tragen und im Busch verkommen. Das Nordufer ist steil und mit dichtem Busch gekrönt, in welchem Baumeuphorbien vorherrschen. Längs der Westküste zieht sich, tief im Mangrovegebüsch versteckt, eine Reihe von Lagunentümpeln hin, die sich bei Hochflut mit Seewasser füllen.

Weiter südlich, etwa in der Breite des Hatajwa-Hügels, ist die Insel Chumbe der Hauptinsel vorgelagert, ein mit dichtem Busch bedecktes

¹ Kisiwa cha ngulu d. h. Insel des Ngulu-Fisches.

Eiland mit felsigen Ufern, umgeben von Korallenriffen. Nur an der Westseite liegt ein sandiger Landungsplatz. Da Chumbe von gefährlichen Riffen umgeben ist, wird jetzt ein Leuchtturm darauf errichtet.

Zwischen Chumbe und der Hauptinsel liegen die kleinen felsigen Inseln Tele.

Südlich der Hatajwa-Halbinsel ist eine andere Gruppe kleiner wasserloser Inseln verstreut. Die nördlichste davon ist Kwale, ein im Norden sandiges, im Süden steiniges Eiland, das von einem Mangroven-Arm, dem Überrest einer Lagune, in zwei Hälften getrennt wird und mit dichtem Busch bedeckt ist, aus dem sich einzelne Baobabs erheben. Früher sollen Pflanzungen auf Kwale bestanden haben, und der Boden ist stellenweise fruchtbar, wenn auch etwas steinig. Jetzt hausen nur Fischer und Fischhändler in kleinen Grassütten vorübergehend auf der Insel, auch wird sie von Holzschlägern besucht, die Brennholz und etwas Bauholz nach der Stadt verladen. Außer Ratten, Pythonschlangen und einigen verwilderten Haushühnern beherbergt die Insel keine größeren Tiere.

Unweit von Kwale liegen die Komonda-Riffe mit überhängenden, von der Brandung wild umschäumten Felsufern, bedeckt mit Buschvegetation und Euphorbiengestrüpp.

Sehr ähnlichen Charakter mit Kwale haben die Inseln Miwi, Nyamembe und Pungume. Alle sind wasserlos, haben steinigen, aber nicht unfruchtbaren Boden, sind mit dichtem Busch bedeckt und dienen Fischern und Holzschlägern zu vorübergehendem Aufenthalt.

In der Kombeni-Bai liegt die Insel Ukanga, ein langgestrecktes, teilweise bebautes Eiland.

Die größte Insel dieser Gruppe, die auch einen von den andern sehr verschiedenen Charakter hat, ist Uzi. Uzi ist durch einen Kanal von der Hauptinsel getrennt, der bei Unguja ukuu seicht und zur Ebbe durchwatbar ist, weiter südlich jedoch breiter und tiefer wird. Die Insel besitzt mehrere gute Brunnen, die Westseite ist steinig und mit Busch bedeckt, die Ostseite jedoch fruchtbar und ziemlich stark bewohnt. Im Busch hausen viele Wildschweine und Antilopen; Ratten und Pythonschlangen sind selten. Die Bewohner sind Wahadimu, nette freundliche Leute, die in ihren hübschen Dörfern ein idyllisches Leben führen. Sie sind vielfach Matrosen und Fischer und bringen Schildpatt, Haifischfleisch und andere getrocknete Fische, sowie roten Pfeffer und etwas Tabak zum Verkauf nach der Stadt. Ihre Hauptkulturpflanzen sind Sorghum, Bataten, Hülsenfrüchte (chooko) und etwas Maniok; Kokospalmen, Mangos und andere Fruchtbäume

sind bei den Dörfern häufig. Geflügel und sehr viele Ziegen werden auf der Insel gehalten, jedoch kein Rindvieh.

Das Hauptdorf Uzi liegt im Norden und hat einen von einer mächtigen Tamarinde beschatteten Landungsplatz. Seine Hütten sind in die üppige Vegetation eingelagert. Drei Inder (Maiman) haben Läden auf Uzi und machen recht gute Geschäfte, wie denn die Bevölkerung wohlhabend erscheint. Die Uzileute beginnen sogar steinerne Wohnhäuser zu erbauen und besitzen bereits eine gemauerte Moschee. Mehrere mohamedanische Schullehrer unterrichten die Kinder. Längs der Ostseite liegen noch einzelne Weiler zwischen dichten Mangohainen, Kokospalmen und Baobabs, einzelne noch ganz junge Gründungen, wo die Einwohner eben den Busch zu klären beginnen. Ein Araber besitzt ein Landgut mit schöner Mangoallee auf Uzi. Die Gesamtzahl der Bewohner dürfte wohl 1200 betragen.

Südlich von Uzi liegt die kleine Insel Wundwe, ein felsiges Eiland mit hochragenden Affenbrotbäumen, das bei Ebbe trockenen Fußes von Uzi aus erreichbar ist. Sie besitzt einen Brunnen mit brackigem Wasser und ein Dorf mit 40 ärmlichen Hütten, die Residenz eines uralten Wahadimu-Patriarchen, der eine große Ziegenherde sein eigen nennt. Der Süden von Wundwe ist mit Busch bedeckt; die Insel ist überhaupt erst seit einer Generation ständig bewohnt, doch besaßen die Uzi-Leute dort stets Felder. Der Patriarch war früher das Oberhaupt von Uzi und Vertreter des Munyimkuu von Dunga. Später konnte er gegen die „modernen Ideen“ der heranwachsenden Generation nicht mehr aufkommen und zog sich grollend nach der Felseninsel Wundwe zurück.

An der Ostküste Sansibars liegt nur eine einzige Insel, Mnemba, unweit der Nordspitze der Hauptinsel. Sie bildet den Gipfel eines ausgedehnten, zur Ebbezeit trocken fallenden Riffes, das von der Hauptinsel durch einen tiefen Kanal getrennt ist. Mnemba ist eine Sandbank mit hohen Kasuarinen, auf der sich merkwürdigerweise ein alter Brunnen mit recht gutem Süßwasser befindet. Die Insel ist vorübergehend von Fischern bewohnt. Früher gab es viele verwilderte Haushühner darauf, doch wurden sie fast ganz ausgerottet. Mnemba war früher ein beliebter Ruheplatz der nach Pemba und nach der arabischen Küste laufenden Sklavenschiffe.

Wenn wir zum Schlusse einen Blick auf die Stellung Sansibars im Welthandel werfen, so ist es sicher, daß der Hafen seine Bedeutung als Stapelplatz des tropischen Ostafrika in absehbarer Zeit nicht verlieren und bei der stets steigenden Entwicklung der afrikani-

sehen Kolonialgebiete an Wichtigkeit gewinnen wird. Eine neue Rolle ist Sansibar als Zwischenhafen und Kohlenstation für den Verkehr nach dem mächtig emporblühenden Südafrika zugewiesen.

Die Insel Sansibar selbst geht zweifellos einer wirtschaftlichen Krisis entgegen. Die Aufhebung der Sklaverei, die wohl nur eine Frage der Zeit ist, wird für die arabischen Nelkenpflanzer ein schwerer Schlag sein. Es steht zu hoffen, daß sie diesen nicht überdauern, und daß die Pflanzungen in europäische Hände übergehen werden. Bei dem Wasserreichtum und der hohen Fruchtbarkeit der Kulturgebiete in Sansibar ist es nicht fraglich, daß die Insel sich als europäisches Plantagengebiet ganz anders entwickeln wird, als dies bei dem indolenten arabischen Betrieb jemals möglich wäre. An eingeborenen Arbeitern wird es gewiß nicht fehlen. Ob die Nelkenkultur die Krisis überstehen wird, was nur bei einem namhaften Steigen der Preise möglich wäre, oder ob die Einführung neuer Kulturgewächse sich neben der Kokospalmenkultur als vorteilhaft erweisen wird, bleibt der Zukunft überlassen.

Das Korallenland wird seines rauhen Charakters halber stets nur geringere Wichtigkeit haben. Doch ist auch dieses keineswegs unfruchtbar, und heute schon giebt es exportfähige Produkte, wie roter Pfeffer und Betel, die im Korallenland besser gedeihen als im Kulturgebiet; und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß auch das Korallenland noch eine wirtschaftliche Bedeutung gewinnt.

Was die Verwaltung Sansibars anbelangt, so muß man vor allem bedenken, daß das aus Europäern zusammengesetzte Sansibar-Gouvernement mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Es soll es einerseits dem orientalischen Fürsten recht machen, in dessen Namen es regiert, und der gar oft allen Reformen passiven Widerstand entgegengesetzt, andererseits den Wünschen der Protektormacht, ja sogar der öffentlichen Meinung in England Rechnung tragen; das heißt Anschauungen verbinden, die einfach unvereinbar sind. Es soll die Exterritorialrechte der Konsulate, deren mehrere über Hunderte schwarzer Schutzgenossen Gerichtsbarkeit ausüben, streng beachten, es soll auf dem Standpunkt der Brüsseler Akte stehen und zugleich die Interessen arabischer Sklavenbesitzer wahrnehmen. Daß unter solchen Umständen gerade die Gebiete der inneren Verwaltung, wie Gerichts- und Polizeiwesen, sich schwer entwickeln können, ist begreiflich. Doch hat das Gouvernement auf anderen Gebieten bereits anerkennenswerte Erfolge aufzuweisen. Zollwesen und Seebehörde sind geordnet, und letztere macht sich durch Anlage neuer Leuchttürme besonders neuerdings verdient.

Die Hauptthätigkeit entfaltet das Gouvernement jedoch auf baulichem Gebiet. In der Stadt werden — zum Glück ohne den orientalischen Charakter zu schädigen — die größten und gesundheitsschädlichsten Übelstände beseitigt. Ein weit wichtigerer Erfolg ist die Anlage der Strafe quer durch die Insel von Sansibar nach Chwaka, einer Anlage, der z. B. Deutsch-Ostafrika noch nichts ähnliches zur Seite zu stellen hat. Neuerdings soll die Strafe nach Chweni bis Mkokotoni verlängert werden. Nicht zu unterschätzen ist ferner die Errichtung von bequemen Erholungsstationen in Chwaka, Dunga und auf der Gefängnisinsel, die den Europäern das Überwinden der klimatischen Schwierigkeiten sehr erleichtern und besonders Frauen und Kindern zu Gute kommen.

Druckfehler-Berichtigung zu Heft 1, Die Insel Mafia.

S. 17, Zeile 15—17 lies: Nimmt man die Fläche des von Kokospalmen bestandenen Landes zu ca. 16 qkm. an und setzt pro Palme eine Fläche von ca. 20 qm., so ergibt sich für Mafia eine Anzahl von ungefähr 800 000 Kokospalmen.



VERTEILUNG DES KULTURLANDES AUF SANSIBAR.



DIE INSEL SANSIBAR
 nach den Aufnahmen von
 Dr. OSCAR BAUMANN.
 (Kontextkarten nach d. Reichs-Administrationskarten).
 Maßstab 1:200 000

Küstendamm — Fährwege — schiffbare Fährwege
 2000 Meter = 2000

